

An/ Sammlung

Historische Dimensionierung
als kulturelle Praxis

S.2 Alexa Färber
An/Sammlung:
Wie Vergangenheit gegenständlich
gemacht wird und warum das wichtig ist

S.8 Linda Goldnagl
Der Spur auf der Spur:
von Fahrkarten, Fantasie und
Rekonstruktionsverlagen

S.16 Barbara Tobler
Der Schnellhefter EPA Tatten abgeschlossen 1976 05 11 OB
oder Von Dingen und Menschen Ordnen, Bewahren
und Erinnern als kulturelle Praxis

S.24 Edith Schnöll
Über den Terminkalender als Erinnerungsobjekt
und Technologie des Selbst

An/Sammlung: Wie Vergangenheit gegen- ständlich gemacht wird und warum das wichtig ist



Literatur und Quellen
am Ende des Magazins

Alexa Färber

2

Was hat ein undatierter Seihtrichter oder auch ein Haushaltsbuch mit einem Versicherungskalender für das Jahr 1890, einer Straßenbahnfahrkarte vom 23. Oktober 1938 und einem 46 Jahre alten, vergilbten Aktenordner zu tun? Was haben eine Schellackplatte, zwei Larven, eine Sammlung von Dias und mit Fotos beklebten Karteikarten, ein Konferenzordner – Aktenordner überhaupt – mit einem Karton voller, mit rotem Band zusammen gebundenen Postkarten gemeinsam? Diese unterschiedlich alten Gegenstände, die zudem aus ganz verschiedenen Materialien bestehen und diverse Funktionen erfüll(t)en, befanden sich im Sommer 2019 alle in ein und demselben Glaskasten, im zweiten Stock der Hanuschgasse 3 im 1. Wiener Bezirk. Wie sind sie dort hingelangt, welche Beziehungen haben sie untereinander, kurz: Was war und ist das für eine An/Sammlung an Gegenständen?

„Gegenstände“ ist eine gute Bezeichnung für Dinge, die gerade keine Objekte des Gebrauchs oder auch der wissenschaftlichen Beobachtung und Analyse sind; die aber dadurch, dass sie in einem Setting aufzufinden sind, das Bedeutung stiften könnte, auch keine sinn- oder kernlosen Dinge sind. Im Fall der oben aufgeführten Gegenstände verleihen Kasten und Ort den Dingen eine Richtung bzw. ein Potenzial. So ist der Kasten Zeige- und Schließmöbel in einem: Die Glastüren erlauben eine Präsentation der darin aufbewahrten Gegenstände, während die Holztüren Einsicht verhindern und die Sicherheit des Aufbewahrungsorts betonen (vgl. Heesen/Michels 2007: 11). Auf diese Weise gezeigt und gesichert werden die Gegenstände im Institut für Europäische Ethnologie der Universität Wien, einem Ort der kulturwissenschaftlichen Forschung und Lehre. Die Gegenstände mögen seit Jahren keine wissenschaftliche Aufmerksamkeit mehr erweckt haben, oder nur von einem Regalfach ins nächste geräumt worden sein. Das Potenzial, Objekte kulturwissenschaftlicher Forschung gewesen zu sein und wieder zu werden, materialisiert sich dennoch durch den Kasten und seinen Standort.

Die Kulturwissenschaftlerinnen Anke te Heesen und Anette Michels bezeichnen Schränke auch als wissenschaftliche Apparate und heben damit genau diese Wirkmacht hervor: „Bei einem Schrank handelt es sich um ein materielles Gefüge, das Regeln vorgibt, auf die wir reagieren, das zu Praktiken herausfordert, die wir erfüllen.“ (Heesen/Michels 2007: 10) Und, so lässt sich ergänzen: ein Gefüge, das aus Dingen Gegenstände macht, die darauf warten, wieder Objekte wissenschaftlicher Betrachtung zu werden. Gegenstände sind so gesehen auf „stand by“: „on hold“, but not stuck“ (vgl. Kemmer et al 2021: 4)

Was als An/Sammlung erscheint und als Nachlasssammlung gilt, kann in einer informierten Perspektive dann auch zur Sammlung mit historischer Bedeutung werden. Für Herbert Nikitsch, langjähriger Mitarbeiter am Institut für Europäische Ethnologie, erlauben die aufbewahrten Gegenstände einen Rückblick in die teils selbst erlebte Geschichte: „In der Sammlung spiegeln sich vor allem die jeweiligen Interessen und Forschungsschwerpunkte ehemaliger InstitutsmitarbeiterInnen und deren Forschungs- und Publikationsaktivitäten. Doch solcherart gibt sie nicht Auskunft über einzelne Personen: Jedes ihrer Objekte ist zugleich ein Stück anschaulicher Instituts- und damit auch Fachgeschichte.“ (Nikitsch 2013: 104) Diese Instituts- und Fachgeschichte, bzw. diese „gegenständliche Universität“ (Feigl 2012: 35) hat das Studienprojekt „Historische Dimensionierung als kulturelle Praxis“ aufgegriffen. Ohne eine Sammlungsgeschichte rekonstruieren zu wollen, haben wir die vormalige Vergegenständlichung von Forschung zum Ausgangspunkt genommen, um daraus Anstöße für eigene Untersuchungen zu bekommen. Angeregt durch die Gegenstände hat jede Teilnehmer:in des Projekts nach Alltagspraktiken gesucht, die Vergangenheit kulturell herstellen. Einen Kalender oder ein Haushaltsbuch zu führen, ist eine Zeit und Budget organisierende Tätigkeit, die den Ausblick nur auf der Grundlage von Rückblick erlaubt. Eine Schellackplatte besteht aus Tonspuren, die für die Zukunft aufgezeichnet und damit bewahrt wurden. Dasselbe gilt für eine verschickte Postkarte, deren Anlass vergangen ist, wenn sie an ihren Bestimmungsort gelangt. Kulturelle Praktiken, die historische Dimensionen herstellen, sind sowohl fragil und konfliktreich, als auch unhinterfragt und auf subtile Weise dominant.



Studio An/Sammlung: Gemeinsam forschen und einen eigenen Spürsinn entwickeln

Um die Beziehungen von Gegenwart und Vergangenheit als Ergebnis von Bedeutungszuschreibungen und damit von gesellschaftlichen Aushandlungsprozessen erkennbar zu machen, haben wir kulturanalytische und wissensanthropologische Perspektiven eingesetzt. Dafür haben wir versucht, die Gegenstände zu datieren, ihren Entstehungskontext zu rekonstruieren, gegebenenfalls mit denjenigen zu sprechen, die sie gesammelt und in der An/Sammlung abgelegt haben, oder aber zumindest aus erster Hand wussten, wie sie dort hingelangt waren.

Das eigens für das Studienprojekt entwickelte Format „Studio An/Sammlung“ diente dazu, gemeinsam Motivationen zur Forschung zu finden und Energie zu bündeln. Drei Arbeitsgruppen haben sich jeweils eine Woche lang intensiv mit einem Gegenstandsbereich auseinandergesetzt und einen öffentlichen Besuch im Studio gestaltet. Inspiriert und angeleitet wurden sie dabei von jeweils einer Wissenschaftler:in, die eine Woche mit „ihrer“ Arbeitsgruppe zusammen geforscht und die Erkenntnispotenziale der im Kasten versammelten Gegenstände offen gelegt hat.

Den Auftakt hat die auf historische Raumanalyse spezialisierte Sozialanthropologin Fraya Frehse von der Universität São Paulo, Brasilien, gemacht. Mit den Studierenden hat sie im Kasten Fotografien aus einem Forschungsprojekt im Burgenland entdeckt und bearbeitet. (26.3.-29.3.2019) In der öffentlichen Studiositzung haben sie die Frage aufgeworfen:

„Und was, wenn die Vergangenheit die Gegenwart wäre?“

Silke Göttisch von der Europäischen Ethnologie/Volkskunde der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel, Deutschland, hat sich in ihren Arbeiten mit einer Vielzahl historischer, häufig konfliktreicher Momente beschäftigt, um die widerständigen Kräfte populärer Kulturen zu untersuchen. Mit den Studierenden hat sie gefragt:

„Wieviel Vergangenheit braucht die Gegenwart?“

und in der öffentlichen Studiositzung die in Aktenordnern aufbewahrte Wissenschaftskommunikation auf die Probe gestellt (21.-24.5.2019). Der dritte Gast, Dani Schrire, Ethnologe von der Hebrew University Jerusalem, Israel, hat sich in seinen Forschungen u.a. mit historischen Wissenspraktiken der Volkskunde auseinandergesetzt. Mit ihm haben die Studierenden (18.-21.6.2019) teils rätselhafte und verstörende Fotografien zum Vorschein gebracht und die Frage gestellt:

„How can the past be re-collected?“



Das gemeinsame Arbeiten an den Gegenständen hat die Grundlage dafür geschaffen, auch die eigene, kulturwissenschaftliche Forschungspraxis als eine kulturelle Praxis zu befragen, die auf unterschiedliche Weise Beziehungen zu entsprechend verschiedenen Vergangenheiten herstellt.

Rekonstruieren, Bewahren, Erinnern, zur Quelle machen:

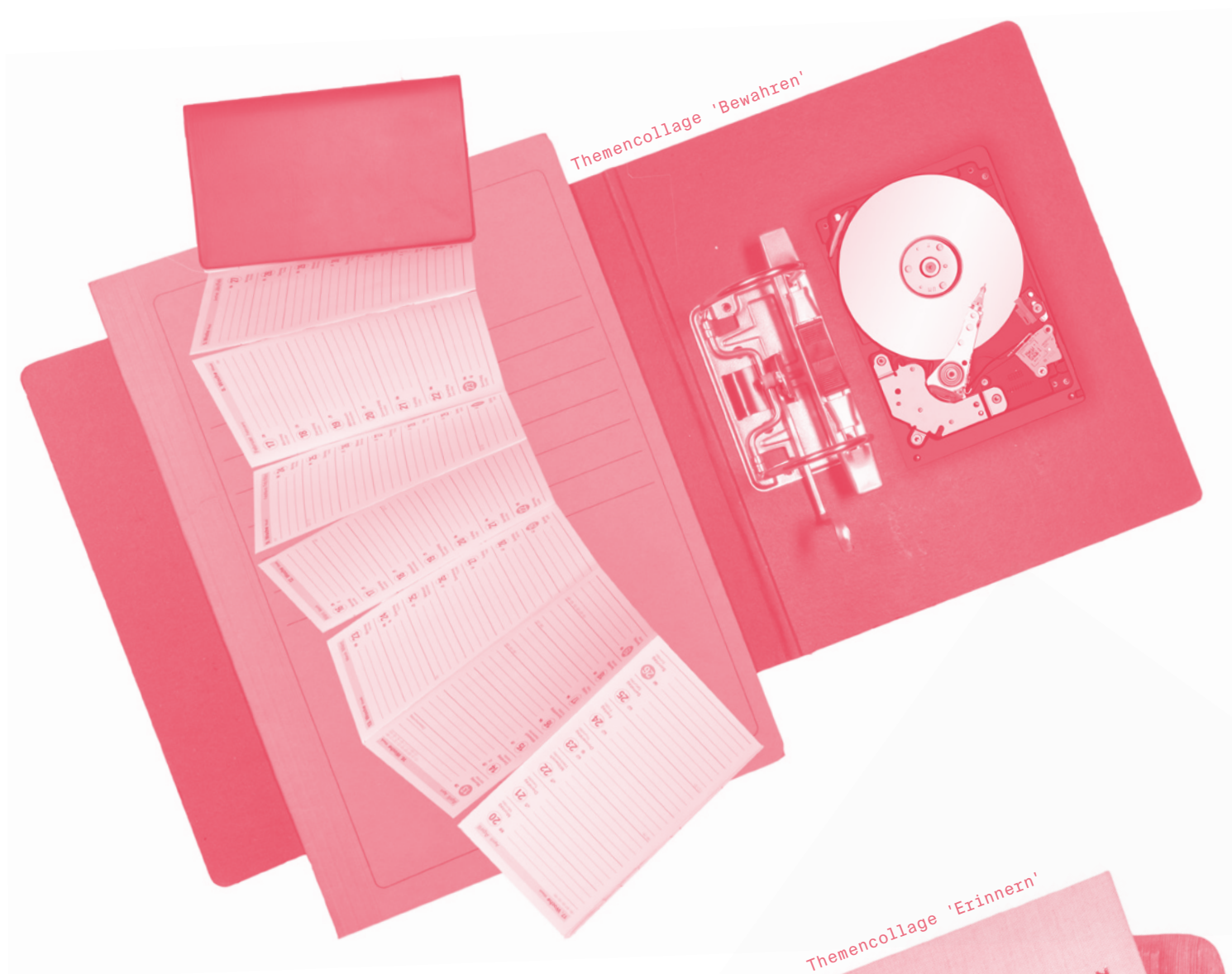
Diese vier Praktiken haben sich im zweiten Schritt als übergreifende Begriffe abgezeichnet. In einer Fotosession mit Raphael Volkmer und Sebastian Kraner sind aus diesen kulturellen Alltagspraktiken der historischen Dimensionierung assoziative Collagen aus den Gegenständen entstanden.

Die hier abgedruckten Beiträge waren drei dieser übergreifenden Praktiken zugeordnet: Mit dem Rekonstruieren setzt sich Linda Goldnagl in einem Essay auseinander. Angestoßen von einer Fahrkarten-Sammlung geht Goldnagl fast detektivisch der Frage nach, wie der legitime Gebrauch einer Fahrkarte in sie eingeschrieben und rekonstruierbar ist. Sie rekonstruiert selbst eine der Fahrten und verfolgt den Medienwandel bis zum heutigen digitalen Fahrschein nach. Die Praxis des Bewahrens ist Kern der „verschachtelten“ Forschung von Barbara Tobler: Die Handschrift auf einer Schachtel führt sie zu einem vergilbten Ordner, dessen vorwiegend administrativer Inhalt wiederum in die Geschichte des damaligen Instituts für Volkskunde an der Universität Wien führt. Eine zwar aufbewahrte, aber wenig beachtete Phase? Der Versicherungskalender vom Ende des 19. Jahrhunderts, den Edith Schnöll in der An/Sammlung gefunden hat, wirkt wie neu. Hat

er dem Planen oder eher dem Erinnern von eingetragenen Ereignissen gedient? Kalender, dienen stets beidem: Erinnern und Planen. Dass Kalender damit auch gouvernementale Selbsttechniken stützen, zeigt Schnöll am Beispiel eines aktuellen Exemplars auf.

Die drei Essays führen vor Augen, dass Gegenwart und Vergangenheit auf sehr spezifische Weise miteinander verbunden werden, wenn wir rekonstruieren, bewahren oder aber erinnern, um beispielsweise Zukunft zu planen. Zukunft ist in den meisten Fällen der implizite Horizont rekonstruierender, bewahrender oder erinnernder Praktiken. Kulturelle Praktiken, die historisch dimensionieren, gestalten ein „Interpretament von Vergangenheit, das als Ressource für die Gestaltung von Zukunft dient“. (Göttsch 2016: 297)

Gerade in Zeiten des Umbruchs und der Krise gilt es, Neuordnungen von Gegenwart zu Vergangenheit und Zukunft kritisch zu analysieren: Was wird wie zu einer rekonstruierbaren, bewahrenswerten Vergangenheit gemacht? Wie sind Erinnern und Planen miteinander verwoben? Und welche Zukünfte lassen sich daraus ableiten? Wenn wir hier den Weg über eine An/Sammlung von Gegenständen vormaliger Forschungsprojekte genommen haben, um wirkungsvollen Praktiken der historischen Dimensionierung auf die Spur zu kommen, so bietet unser Alltag genügend Anlässe, ihre Wirkungen sowohl zum Forschungsgegenstand zu machen, als auch zu gestalten. Wir danken Herbert Nikitsch dafür, dass er immer wieder aus der An/Sammlung eine Sammlung gemacht hat und dies für alle nachzulesen ist. Claudia Feigl hat uns mehrfach über die Sammlungen und Sammlungspraxis der Universität informiert und an unseren öffentlichen Studio-Sitzungen genommen: herzlichen Dank!



Susanne Wicha hat dankenswerter Weise mit viel Fachkenntnis die einzelnen Rechercharbeiten an den Sammlungsgegenständen begleitet. Und auch Stephan Mai hat als Dokumentationsassistent den Zugang zur An/Sammlung und den damit verbundenen Austausch unterstützt. Dass Olaf Bockhorn sein fachliches und biographisches Wissen großzügig mit uns geteilt hat, war für alle Beteiligten besonders wertvoll. Wir danken ihm sehr herzlich.

Die Anwesenheit der Gäste aus Brasilien, Deutschland und Israel, das heißt von Fraya Frehse, Silke Götsch und Dani Schrire, hat unser Projekt motiviert, an internationale kulturwissenschaftliche Perspektiven angeschlossen und zum kollegialen Austausch am Wiener Institut für Europäische Ethnologie beigetragen. Das Studio An/Sammlung konnte nur durch das Engagement der Kolleg:innen und ihre inspirierende Präsenz realisiert werden: Obrigado, Danke, toda raba!

Die Studierenden des parallel stattfindenden Seminars „Ethnographie und Archiv“, mit u.a. Saskia Pacher und Julia Rauch, haben uns bei der Dokumentation der Studio-Sitzungen unterstützt und die Diskussion bereichert.

Die visuellen Fragen der Publikation hat Raphael Volkmer gestellt, bearbeitet und uns durch wunderbare Entwürfe überzeugt. Ihm ist auch zu verdanken, dass wir mit Sebastian Kraner gemeinsam die Gegenstände, die auf diesen einleitenden Seiten abgebildet sind, fotografisch neu versammeln konnten.

Dieses Magazin widmen wir Maria Seebauer, auf deren kritischen und produktiven Geist wir im Laufe des Projekts verzichten mussten und die wir immer noch vermissen.

6

6



Linda Goldnagl



Barbora Orságová



Trude Riener



Edith Schnöll



Elisabeth Schitzhofer



Alexandra Imprisi



Der Spur auf der Spur: von Fahrkarten, Fantasie und Rekonstruktionsverlagen



Literatur und Quellen
am Ende des Magazins

Linda Goldnagl



Ausgangspunkt für diese Spurensuche ist eine kleine Schachtel. Eine ansprechende Verzierung auf einem etwas mitgenommenem Karton, die Kanten sind eingerissen, nur von einer Paketschnur zusammengehalten. Eine zarte gelbe Rose in einer geschwungenen, schwarzen Rautenform, golden umrandet, in der Mitte in elegantem Schriftzug: Margit. Ich bin interessiert - und fasziniert. Welche Geschichte lässt sich anhand dieser Schachtel rekonstruieren?

8

Rekonstruieren bedeutet, etwas wieder so herzustellen, wie es einmal war – Sinnzusammenhänge, Geschehnisse, Dinge, Gebäude. Speziell im Kontext von (historischem) Arbeiten und Forschen spielt „Rekonstruieren“ eine wichtige Rolle. Silke Göttisch spricht beispielsweise vom „Rekonstruieren vergangener Lebenswelten“ in Bezug auf historische und archivalische Forschung (Göttisch 2007). Doch was bedeutet es genau, etwas zu rekonstruieren? Gilt es in der Gegenwart, einen vergangenen Originalzustand wiederherzustellen? Ist das überhaupt möglich? Oder sind „Lücken“ erlaubt? Und: Welche Werkzeuge brauche ich? Ich möchte in diesem Essay argumentieren, dass zwei Dinge fürs Rekonstruieren essenziell sind: Fachwissen und Fantasie.

Im Spannungsfeld dieser Punkte liegt das Potenzial aber auch die Problematik des Rekonstruierens begründet. Um aus einer Vielzahl – oder einem Mangel – an Hinweisen Sinnzusammenhänge rekonstruieren zu können, muss ich fundiertes Wissen erwerben bzw. bereits besitzen, um diese als solche erkennen und zusammenfügen zu können. Wenn sich Lücken in der Erzählung finden, bin ich zwar ebenso auf mein Fachwissen angewiesen, um die Recherche



Abb. 1

auszuweiten oder umzulenken. Nicht zuletzt kommt aber die eigene Fantasie zum Tragen, wenn es darum geht, vergangene Alltagswelten lückenlos rekonstruieren zu wollen. Die Praxis des Rekonstruierens ist hilfreich, um sich historischen Themen anzunähern und damit eine zeitliche Dimension in die Vergangenheit zu eröffnen. Gleichzeitig ist der Begriff „Rekonstruktion“ aus meiner Sicht kritisch zu hinterfragen – speziell in Bezug zu historischer Alltagskulturforschung. Der Wunsch, etwas Alltägliches genau wiederzugeben, das man selbst nicht miterlebt hat, birgt die Gefahr, eigene Vor-

stellungen, Erfahrungen und Ideale in die (vergangene) Alltagswelt anderer hineinzulesen. Wenn aber immer größere Lücken im Material und dem daraus abgeleiteten Narrativ mit immer mehr Fantasie überbrückt werden, wird das Spannungsfeld deutlich, in dem sich das Forschungsinteresse an historischem Alltag situiert. Somit bringt das Interesse an einer umfassenden Narration notwendigerweise Lückenhaftigkeit mit sich.



Abb.2

Den Wunsch, eine „komplette“ Geschichte erzählen zu wollen, möchte ich im Folgenden Rekonstruktionsverlangen nennen. Gerade zu Beginn meiner Forschung hat mich dieses Rekonstruktionsverlangen immer wieder motiviert, die Spuren der Schachtel und ihres Inhalts in alle möglichen Richtungen zu verfolgen.

Um etwas zurückverfolgen zu können, um etwas nachzuvollziehen – um kulturanalytisch zu rekonstruieren –, muss ich, wie Rolf Lindner schreibt, einen Spürsinn entwickeln (Lindner 2011). Damit geht der Gedanke einher, dass Spuren erkennbar, auffindbar und lesbar werden; dass wir sie erkennen, suchen und lesen können. Doch was ist eine Spur? Nach Sybille Krämer sind unterschiedliche Bedeutungen in den Spurbegriff eingeschrieben, u.a. die „Spur als Fußabdruck oder Fährte“ (Krämer 2012: 14). In Bezug auf Rekonstruktionsverlangen und den Wunsch, eine lineare und lückenlose Geschichte erzählen zu wollen, ist dieses Verständnis von Spur „mit dem Einhalten einer bestimmten, wohldefinierten Richtung“, dem „in der Spur bleiben“ (Krämer 2012: 14) verbunden.

Sybille Krämer charakterisiert die Spur anhand von Attributen, den Eigenschaften, die sie der Spur zuschreibt. In Bezug auf die Reflexion von Forschungstätigkeiten ist ihre Definition der „Beobachter- und Handlungsabhängigkeit“ der Spur besonders aufschlussreich:

„Etwas ist nicht Spur, sondern wird als Spur gelesen. Es ist der Kontext gerichteter Interessen und selektiver Wahrnehmung, welcher aus ‚bloßen‘ Dingen Spuren macht. Wir sind beim Spurenlesen involviert. Und: Spuren entstehen im Auge des Betrachters. Spur ist nur das, was als Spur betrachtet und verfolgt wird. Macht dies Spuren zu sozialen Tatsachen, deren Sein auf ihrem Anerkanntsein beruht? Der Unmotiviertheit der Spurbildung entspricht jedenfalls die Motiviertheit der Spurenleser. Die Unaufmerksamkeit desjenigen, der die Spuren hinterlässt, und die Aufmerksamkeit des Spurenlesers, der die Spuren auffindet und identifiziert, sind Vorder- und Rückseite der Spur. Es gibt allerdings Situationen, wo ein Interesse daran besteht, augenfällige Spuren gerade nicht wahrzunehmen.“ (Krämer 2012: 16, 17)

Die Schachtel mit der Aufschrift „Margit“ ist erst durch mich als Spurensucherin zur Spur geworden.

Rekonstruktionsgehalt – Rekonstruktionspotenzial

Ein erster Blick in die Schachtel: Hier finden sich drei bedruckte Umschläge aus Papier, stramm gefüllt mit bedruckten Zetteln und kleinen Plättchen aus Karton. Würden sich zwischen ihnen Spuren finden lassen, die mich zu Margit führen?

Abb.2

Die bedruckten Zettel und Kartonplättchen stellten sich als Fahrkarten heraus. Und sie führten mich nicht zu Margit. Sie führten in eine neue Richtung. Dieses Objekt und sein Inhalt zeigen, was kulturanalytische, historisch dimensionierende Rekonstruktion sein kann, abseits der Lebenswelt einer Einzelperson. Aus dem Wunsch, mehr über „Margit“ herauszubekommen, hat sich langsam ein Forschungsinteresse an Fahrkarten herauskristallisiert, genauer gesagt: am Rekonstruktionspotenzial, das Fahrkarten innewohnt. Was mir zunächst als eher unattraktives Forschungsfeld erschien, eröffnete sich – mit dem richtigen Werkzeug – als äußerst anregendes Thema. Anhand eines Stücks Papier lässt sich etliches rekonstruieren, wenn auch nicht auf den ersten Blick. Denn die vielen Angaben auf einer historischen Straßenbahnfahrkarte erschließen sich aus heutiger Sicht nicht ohne weiteres.

Ein Zweifahrtenschein der Wiener Verkehrsbetriebe. So viel kann ich beim ersten Hinschauen erkennen, wenn ich mir das größere Stück Papier ansehe. Spalten, Ziffern, Abkürzungen. Drei kleine, kreisrunde Löcher im bedruckten Papier. Was erschließt sich mir durch einen zweiten Blick auf eine historische Fahrkarte?

Abb. 3 und 4

Dass die ausgestochen Kreise etwas zu bedeuten hatten, und ebenso, wie sie dort hinkamen, war mir bekannt. Diese Fahrkarte war entwertet worden. Mein Vater hatte im aktiven Dienst als Busfahrer eine Lochzange, die genau solche kreisrunden Markierungen stanzt. Der Mechanismus war mir zwar vertraut; um zu entschlüsseln, nach welchem Muster und welchen Kriterien die kleinen Löcher auf den vorliegenden Fahrkarten angebracht waren, brauchte es jedoch Spürsinn. Ich konnte herausfinden, dass es sich im mittleren Teil um

die Angabe der Linie handelte, die auf diesem Zweifahrtenschein pro Fahrt neu anzugeben war. Weiters war eine Lochung angefertigt, die auf den Wochentag und die Uhrzeit verweist. Um herauszufinden, wofür die Zahlenangaben an den äußeren Rändern gedacht waren, half mir die Website „straßenbahnjournal.at“, eine private Website, die sehr umfangreich vieles Wissenswerte über Schienenverkehr und auch die zugehörigen Fahrkarten sammelt. Speziell im Hobby-Bereich zum Thema (Modell-)Bahn steckt unglaublich viel Hingabe zu (historischer) Rekonstruktion, Expertise und Sammelbereitschaft. Auf dieser Website fand ich einen kurzen Verweis auf den Zweck der Spalten am Fahrkartenrand: „Bei den Zahlen am linken bzw. rechten Außenrand des Fahrscheins handelt es sich um die Angabe der ‚Betriebswochen‘.“ (siehe: straßenbahnjournal.at – Fahrkarten Zangenentwertung). Diese Zweifahrten-Straßenbahnfahrkarte wurde demnach sichtlich nur für eine Fahrt verwendet, an einem Sonntag zwischen 15 und 16 Uhr auf der Linie 63 im Zeitraum von 1938 bis 1945.

Durch die Einordnung der Betriebswochen lässt sich spezifizieren, dass die Fahrt irgendwann im Herbst angetreten wurde. Aufgrund des angegebenen Preises für diesen Zweifahrtenschein (45 Reichspfennig) und des Umstands, dass 1938 eine Einzelfahrt, laut „Geschichte Wien Wiki“, 25 Reichspfennig kostete, ist diese Fahrkarte eher im früheren Abschnitt der zuvor festgelegten Zeitspanne ein-



Abb. 3

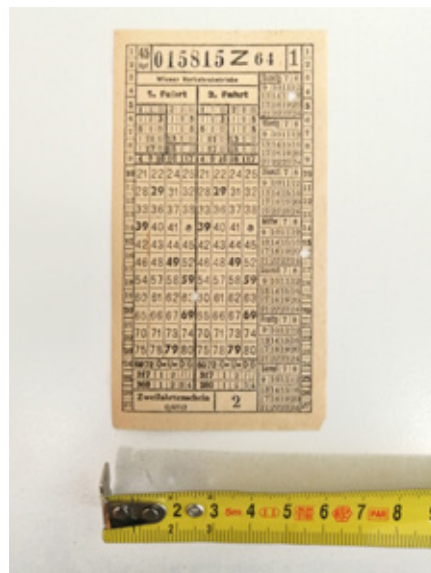


Abb. 4

zuordnen. Nach der Einführung der Reichsmark in Österreich kam es bei den Wiener Verkehrsbetrieben rasch zu Teuerungen bei Tarifen, wofür der Preis des Zweifahrtenscheins ein Indiz ist. Diese Fahrkarte muss deshalb relativ bald nach der Währungsumstellung ausgestellt worden sein, vermutlich noch im Jahr 1938 (siehe: Geschichte Wien Wiki -Straßenbahn). Die Lochmarkierung bei Ziffer 16 auf der rechten Seite entspricht nach meinem Verständnis des „Betriebswochensystems“ der 16. Woche im zweiten Halbjahr. Wer schnell im Kopfrechnen ist, bemerkt, dass es in beiden Spalten, links und rechts, 27 Felder gibt, somit ergibt das 54 Wochen pro Jahr. Doch wo kommt diese extra Woche her, wenn ein Jahr doch nur 53 Wochen hat? Eine Möglichkeit wäre, dass, ähnlich wie es im US-amerikanischen Raum üblich ist, die angebrochenen Wochen zu Jahresbeginn und -ende als vollständige Kalenderwochen gezählt wurden, und nicht je nach Verteilung auf die Monate Jänner und Dezember nur eine komplette Woche noch zum alten oder schon zum neuen Jahr gerechnet wird. Die 43. Kalenderwoche (27+16) des Jahres 1938 dauerte nach heutigem Standard vom 24. bis 30. Oktober. Doch bleibt an dieser Stelle Raum für Ungewissheit, wie genau dieses System der „Betriebswochen“ anzuwenden ist. Es wäre ebenso gut möglich, dass sich durch die Angabe der Wochentage (beginnend mit Sonntag) diese Einordnung noch um eine Kalenderwoche vorverlegen ließe.

Die Straßenbahnlinie 63 gibt es heute nicht mehr. Im Standardbetrieb fuhr sie eine Strecke vom Opernring bis hin zur Wienzeile. Die Linie 63 hatte aber eine Besonderheit, sie war eine der Straßenbahnen, die rund um Allerheiligen bis zum Zentralfriedhof verlängert geführt wurde, um die Anreise zum Friedhof aus allen Teilen der Stadt zu erleichtern (siehe: Straßenbahnjournal.at zur Linie 63; Kaiser: S.26). Wenn die Berechnung mit den Betriebswochen zutrifft und

die Fahrkarte tatsächlich in der letzten Oktoberwoche gelöst wurde, könnte das auf eine Fahrt zum Zentralfriedhof rund um Allerheiligen hindeuten. Auf „straßenbahnjournal.at“ ist außerdem eine Abbildung eines Soldatenfahrscheins aus der Zeitspanne zu sehen – dieser hat am oberen Rand das Kürzel „SO“ (siehe: straßenbahnjournal.at – Fahrkarten Zangenentwertung). Die Fahrkarte, die ich nun näher betrachtet habe, zierte oben ein großes „Z“. Bei näherer Betrachtung könnte es genauso gut ein Symbol sein, dessen Bedeutung ungeklärt bleibt. Die Zahlenangabe am oberen Rand gibt noch Rätsel auf. Somit ist dies keine komplette und lückenlose Rekonstruktion, aber die Auseinandersetzung mit der historischen Fahrkarte hat meinen Spürsinn geweckt, mich auf Internetseiten gelenkt, deren Wissensbestand von Alltagsexpert:innen und Historiker:innen zusammengetragen wird, und Fragen an die Gegenwart aufgeworfen. Denn ein Gedanke hat mich nicht losgelassen: Wäre es mit heutigen Fahrkarten nicht viel einfacher, Fahrten, Daten, Kosten und Gebrauchsweise zu rekonstruieren?

Gedruckt, gestempelt, gezwickt: die Fahrkarte als Wissenspeicher

Die genaue Betrachtung der historischen Fahrkarte hat das oben beschriebene Rekonstruktionsverlangen umgelenkt: Was würde ich erfahren, wenn ich heutige Fahrkarten im gleichen Blickwinkel wie das historische Beispiel betrachten würde? Was ließe sich rekonstruieren? Was nicht? Welche Rolle spielt eine Fahrkarte aus dem der Alltagsmobilität? Und für welche Interaktionen ist eine Fahrkarte der Ausgangspunkt? Anders gesagt: Der kulturanalytische Blick in die Vergangenheit verändert auch die Wahrnehmung der Gegenwart, das Gewohnte wirft auf einmal Fragen auf. In diesem Fall hat die Betrachtung der historischen Fahrkarte meinen Blick auf aktuelle Fahrkarten verändern bzw. geschärft. Daraus ist ein Forschungsinteresse an den Informationen entstanden, die in gegenwärtige Fahrkarten eingeschrieben und damit potenziell rekonstruierbar sind.

Ich möchte zunächst die Entwicklung des analogen Fahrscheins umreißen, ebenso wie die des digitalen Tickets kurz aufrollen. Der Kontinuität wegen beschränke ich mich auf die Wiener Linien, da die oben besprochene Straßenbahnfahrkarte schon den Wiener Verkehrsbetrieben zuzuschreiben war, dem Vorläufer des heutigen Unternehmens. Ich spreche deshalb von Beschränkung, da das öffentliche Verkehrsnetz der Stadt nicht nur von den Wiener Linien bewirtschaftet wird, sondern auch andere Verkehrsunternehmen in Wien tätig sind. Der Verkehrsverbund Ostregion (VOR) bietet eine bundesländerübergreifende (Wien, Niederösterreich, Burgenland) Organisation von öffentlichem Verkehr und Tarifsyste-men. Partner des VOR, und im Bereich Wien tätig, sind unter anderem: ÖBB Personenverkehr AG, ÖBB-Postbus GmbH, Wiener Lokalbahnen GmbH, Raaberbahn AG, Dr. Richard Verkehrsbetriebe KG und die Wiener Linien GesmbH & Co. KG. (Siehe: VOR - Partnerkontakte). Die Wiener Linien sind somit nicht komplett abgekoppelt von anderen Verkehrsunternehmen zu betrachten, nachdem sie gemeinsam in einem Verbund mit den anderen Partnern des VOR zusammengeschlossen und vor allem im Tarifsyste-m verwachsen, sind (siehe: VOR – über uns).

Die Fahrkarten, bitte!

Von der historischen Fahrkarte bis hin zu analogen Fahrscheinen, wie sie heute in den Wiener „Öffis“ zum Einsatz kommen, hat sich einiges verändert, ohne grundsätzlich neu zu sein. Zeitkarten sind beispielsweise keine Neuheit, ändern sich aber in ihrem Zuschnitt: 24-h-Ticket, 72-h-Ticket, Wochenkarte, Monatskarte – bestes Beispiel hierfür ist die Jahreskarte der Wiener Linien. Vollpreis, Halbpri-sen, Senioren: Auch bei historischen Fahrkarten wurden Tarif-Unterscheidungen gemacht, wie man am Beispiel des Soldatenfahrscheins erkennen kann. In der Entwertung der Fahrkarten hat sich allerdings einiges verändert. So ist die Entwertung der historischen Fahrkarte noch mit einer Lochzange vorgenommen worden, mit der kleine

Löcher gestanzt werden konnten, um den Fahrschein zu markieren. In Folge einer Tarifsystemänderung im Jahr 1958 wurden Teil- und Kurzstreckenfahrtscheine ergänzt, ab 27. März 1961 war es möglich, Kurzstrecken-Sammelkarten für bis zu fünf Fahrten auch direkt beim Schaffner zu kaufen, was zur Folge hatte, dass die Lochzange für die Entwertung nicht mehr praktikabel war. Ab diesem Zeitpunkt kam die sogenannte Mako-Stempelzange zum Einsatz (siehe: strassenbahnjournal.at – Kurzstrecke). Mit dieser neuen Fahrscheinmarkierungsmethode hat sich das Erscheinungsbild des Fahrscheins radikal verändert. Mit der Stempelzange war es nun möglich, sowohl Linie als auch Wochentag und Uhrzeit auf den vorgegebenen Platz des Tickets zu stempeln. Das hatte zur Folge, dass die Fahrkarten deutlich kleiner wurden. Diese Platzersparnis bei der Entwertung brachte auch neue Formen des Fahrscheins mit sich, wie beispielsweise die Streifenkarte. Sowohl die Lochzange als auch die Mako-Stempelzange prägten den Ausdruck „zwicken“ als Synonym für Fahrscheinentwertung.

Der nächste Schritt auf der Zeitlinie der Entwertungsmöglichkeiten war jener der Entwertungsautomaten. Diese „eisernen Schaffner“ feierten 1967 ihr Debüt. Der Einführung der automatischen Entwerter und dem damit einhergehenden schaffnerlosen Betrieb konnten

Datum, Uhrzeit, Wochentag. Wo das Ticket gelöst wurde, lässt sich nicht unbedingt erkennen, aber, je nach Fahrkarte, vielleicht sogar der Name des Fahrgasts. Zusätzlich zu diesen Angaben verfügt jedes digitale Ticket auch über einen QR-Code, der all diese Angaben enthält und mit speziellen Geräten gelesen werden kann. Das digitale Ticket gibt es jedoch nicht erst, seit es Smartphones gibt. Bereits ab dem Jahr 2003 war es möglich, mit dem Handy via SMS einen Fahrschein zu lösen.

Ich selbst nutze die Möglichkeit eines digitalen Tickets und habe meine Jahreskarte immer auf meinem Handy parat. Nachdem die Wiener Linien die Jahreskarte auch als Plastikausweis zusenden, habe ich sie ebenfalls analog griffbereit in meiner Geldbörse. Um eine digitale Fahrkarte über eine App erwerben zu können, ist ein kostenloses Konto bei den Wiener Linien erforderlich, die Anmeldung erfolgt über PC oder direkt am Smartphone, die Angabe einer Kontoverbindung ist unumgänglich. Seit 2012 gibt es die Ticket App der Wiener Linien, seit 2018 ist ihr Nachfolger mit dem Namen „WienMobil“ das Vorzeigeprojekt (siehe: Wien GV - Fahrscheinapp). Es soll alle Eigenschaften der Ticket App mit dem Wiener Linien Service zur Routenplanung („quando“ 2009-2020) verbinden und so eine zentralere Stelle für alle Angebote der Wiener Linien sein (siehe: Presse - quando). Beim Kauf eines Onlinetickets über die App ist zusätzliches Entwerten obsolet.



Abb. 5

nicht alle Wiener:innen etwas abgewinnen. Der Austro-Pop-Sänger Wolfgang Ambros machte das Verschwinden des Berufsstandes 1978 sogar zum Thema einer ganzen Platte, mit dem Titel „Schaffnerlos“. Heute sind diese Automaten, in abgeänderter Form, immer noch im Einsatz. Die Angaben, welche auf die Fahrkarten gestempelt werden, haben sich kaum verändert: Wochentag, Datum, Uhrzeit, Linie/Station. Beim Kauf eines Tickets beim Fahrkartenautomaten besteht sogar die Möglichkeit, „zum sofortigen Fahrtantritt“ auszuwählen, was das „Zwicken“ überflüssig macht, da alle relevanten Angaben direkt aufgedruckt werden. Das Rekonstruktionspotenzial von analogen Fahrkarten wird im Gedruckten, Gestempelten und Gezwickten sichtbar.

Papierlos mobil

Im Zeitalter von Smartphones hat zwar die analoge Fahrkarte nicht ausgedient, das digitale Ticket ist allerdings auf dem Vormarsch. Das Online-Ticket ermöglicht es, ohne Fahrkartenautomaten und ohne Zwicken mit einem gültigen Fahrschein die öffentlichen Verkehrsmittel zu benutzen. Doch woran erkenne ich, wann und wo diese digitale Fahrkarte gültig ist? Wie bei analogen Fahrscheinen, ob sofort entwertet oder erst später gezwickt, sind bestimmte Marker vorhanden:

Erwerb, Entwertung, Kontrolle: Momente der Materialisierung von Wissen

Bei näherer Betrachtung der unterschiedlichen Fahrkarten fallen drei Momente auf, in denen der Rekonstruktionsgehalt, oder das Rekonstruktionspotenzial besonders deutlich werden. Zunächst spielt der Erwerb des Tickets eine tragende Rolle für das Rekonstruktionspotenzial einer Fahrkarte. Wo kaufe ich den Fahrschein? Wie kaufe ich den Fahrschein? Welches Ticket wird gekauft? Und wie wird bezahlt? Beim Rekonstruieren der Informationen, die einmal erworbene Fahrschein beinhalten, habe ich sowohl beim historischen Beispiel als auch bei heutigen Tickets – egal ob analog oder digital – die Analyse jedoch immer anhand der Fahrkartenmarkierungen, sprich der Entwertung gestartet. Sie stellt deshalb den zweiten entscheidenden Moment für den Rekonstruktionsgehalt von Fahrkarten dar. Dabei ist es durchaus möglich, dass Erwerb und Entwertung zeitgleich passieren. Bei allen Fahrkartentypen ist die Legitimität des Fahrscheins vermerkt, sprich für welchen Zeitraum, für welches Gebiet oder gar welche Person dieses Ticket zu verwenden ist. Der Akt der Entwertung kann dann auf unterschiedliche Weise erfolgen, je nachdem ob ich mein Ticket online kaufe, es beim Automaten sofort entwerten lasse oder ein Vorverkaufsticket erstehe. Eine weitere Besonderheit stellen die sogenannten Zeitkarten dar. Hier genügt, bei Wochenkarten beispielsweise, einmaliges „Zwicken“ zu Beginn der Nutzungsphase.

Nach dem Erwerb des Tickets und der, entweder zeitgleich und zu einem späteren Zeitpunkt erfolgenden, Entwertung steht einem legitimen Fahrtantritt nichts mehr im Weg. Ich nehme beispielsweise in der Straßenbahn Platz und steige an meiner Zielhaltestelle wieder aus. Das könnte das Ende des unmittelbaren, auf die Gültigkeit der Fahrt bezogenen Rekonstruktionsgehalts bzw. -potenzials des Fahrscheins sein. In den meisten Fällen ist das auch so. Manchmal kommt es aber auch zu einer Kontrolle, welche ich als die dritte Schnittstelle bei der Fahrscheinbenützung identifiziert habe, in der das Rekonstruktionspotenzial zum Tragen kommt. In den letzten Jahren ist die Form der sogenannten Schwerpunktkontrolle häufiger geworden. Diese erfolgt meist an U-Bahnhöfen und ermöglicht alle, die die Station verlassen möchten, zu kontrollieren. Bei Bussen und Straßenbahnen, aber auch U-Bahnlinien, gibt es nach wie vor Personal der Wiener Linien, welches in Kleingruppen durch einzelne Garnituren patrouilliert, um sogenannte Schwarzfahrer:innen ausfindig zu machen. Lässt man sich bei einer Beförderungerschleichung „erwischt“, erwartet einen ein Bußgeld in Höhe von 105 Euro. Das „mit Abstand teuerste Ticket“ ist so kostspielig wie noch nie. 2019 sind nur 1,9% aller Fahrgäste ohne Ticket „erwischt“ worden (siehe: Wiener Linien - Schwarzfahren). Ich sage hier bewusst erwischt, da es etliche Möglichkeiten gibt, den Kontrollen auszuweichen. Diverse Internetseiten oder Apps informieren ihre User:innen, wo gerade kontrolliert wird. Sogar die Wiener Linien selbst veröffentlichen, welche Linien in nächster Zeit besser nicht ohne gültiges Ticket zu benützen sind. Auch relevant bezüglich „Schwarzfahrens“ ist der zuvor erwähnte QR-Code bei Online-Tickets. Dieser dient als zusätzliche Kontrollmaßnahme bei identitätsbezogenen Fahrkarten. Stimmen die Daten des Codes nicht mit den Angaben überein, so wurde das Ticket gefälscht.

Erwerb, Entwertung und Kontrolle sind essenzielle Momente, in denen sich Wissen materialisiert, weil spezifische Informationen mit den Fahrscheinen verbunden und rekonstruierbar bzw. rekonstruiert werden. Anhand dieser drei Schnittstellen haben sich weitere Konzepte erkennen lassen, die bei allen fahrscheinbezogenen Rekonstruktionspraktiken auf unterschiedliche Weise und in variierendem Ausmaß eine Rolle spielen können.

Interaktion, Expertise, Autorität: Fahrkartenassemblagen

Die Zeitschnitte bei Erwerb, Entwertung und Kontrolle ermöglichen alle einen Einblick in unterschiedliche Formen von Interaktion, zwischenmenschlicher und nichtmenschlicher Art: Fahrkartenautomat, Passant:innen, Handy, App, Info-Schalter, Personal der Wiener Linien, Entwertungsautomat, Kontrolleur:innen und deren mobiles Dateneingabegerät. Zwei Konzepte sind bei diesen Interaktionen besonders hervorgetreten: Expertise und Autorität. Die Anthropologin E. Summerson Carr versteht Expertise als etwas, was Menschen tun und nicht als etwas, was Menschen besitzen oder innehaben können:

„expertise is inherently interactional because it involves the participation of objects, producers, and consumers of knowledge. Expertise is also always ideological because it is implicated in semistable hierarchies of value that authorize particular ways of seeing and speaking as expert.” (Carr 2010: 18)

Expertise als Praxis zu verstehen, ist speziell im Zusammenhang mit den von mir untersuchten Fahrkarten sinnvoll. Welche Expertise ist nötig, um einen Fahrschein zu kaufen? Die Bedienung eines Fahrkartenautomaten hat nichts mit institutionalisiertem Wissen oder „Expertentum“ im engeren Sinne zu tun, sondern mit Erfahrung und Übung im Umgang mit dem Gerät. Der gezielte Blick der kontrollierenden Person, der routinierte Umgang der Schaffnerin mit der Lochzange, die schnellen Klicks auf dem Smartphone, um auf der Rolltreppe noch schnell ein Ticket zu kaufen – „expertise emerges in real-time interaction“ (Carr 2010: 19). Carr beschreibt sogenannte „emblems of expertise“ und bringt das Verlangen nach visueller

Repräsentation von Expertise mit Institutionen in Verbindung – was sich ohne weiteres in den Uniformen von Angestellten des ÖPNV erkennen lässt. Hierbei geht es um Fachwissen, das sich in Machtverhältnissen manifestiert, einer klaren Verknüpfung von Expertise und Autorität. (Carr 2010: 24) Das, was in den Momenten des Erwerbs, der Entwertung und Kontrolle die Rekonstruktion von Eigenschaften des Fahrscheins ermöglicht, materialisiert sich in vielfältigen Interaktionen als Expertise und ist geprägt von „dynamics of expertise-in-practice“ (Carr 2010: 19).

Wo ist etwas „aus der Spur geraten“?

Der Zusammenhang von Erwerb, Entwertung und Kontrolle ist in der Praxis häufig nicht so geradlinig und spurgebunden („track-bound“) wie vorgesehen, oder auch wie von mir bis hierhin dargestellt. Ganz im Gegenteil. Zu jedem Zeitpunkt, während diverser „Fahrschein-Praktiken“ ist es möglich und gängig, dass etwas nicht so läuft, wie es von den Verkehrsbetrieben erdacht, vorgesehen, berechnet und vorhergesagt wurde: Es kann sein, dass ich mich mit dem Fahrkartenautomaten nicht auskenne. Oder „WienMobil“ lädt nicht auf dem Handy. Ich muss eine Passantin um Hilfe bitten. Ich kaufe ein falsches Ticket. Der Entwertungsautomat ist nicht aktualisiert und meine Fahrkarte wird auch noch falsch gestempelt. Ich soll eine Strafe zahlen, obwohl ich ein Ticket bezahlt habe. Ich kann mich mit Mühe und Not noch bei der Schaffner:in herausreden. Das sind die spannenden Momente! Oft läuft nichts nach Plan, doch gerade dann sind es anschauliche Beispiele dafür, was als Normzustand angesehen und was als Störfaktor wahrgenommen wird. Selbst beim Erklärungsversuch für das Fehlen eines gültigen Tickets wird das Rekonstruktionspotenzial eines Fahrscheines deutlich: Es wird für die Kontrolleur:in fantasievoll nacherzählt, deutlich gemacht, umschrieben – rekonstruiert.

Als ich die Schachtel mit der Aufschrift „Margit“ das erste Mal in meine in schwarze Einweghandschuhe gehüllten Hände genommen habe, hätte ich mir niemals denken können, wo sie mich hinführen würde. An einem Ding des Alltags, wie es die Fahrkarte in all ihren Ausprägungen war und ist, lässt sich die kulturelle Praxis des zeitlichen Dimensionierens anhand von „Rekonstruktion“ veranschaulichen, die Praktiken des Spurenlesens erproben und die Bedeutung von „expertise-in-practice“ aufzeigen. Sybille Krämers Gedanken zur „Beobachter- und Handlungsabhängigkeit“ einer Spur haben mich dazu angeregt, meine Motivation für die Recherche unter die Lupe zu nehmen. Was bedeutet das Erkennen (können) von Spuren, das Finden (wollen) und Interpretieren (sollen)? Krämer verweist auf das Ineingreifen von Spurenlesen als Alltagspraxis und wissenschaftliches Verfahren und die Konventionen und kulturellen Gepflogenheiten, die in Spurenlesen als analytischer Praxis einfließen (Krämer 2012: S11f.). Der mit der Spurensuche verbundene Rekonstruktionsbegriff wirft die Notwendigkeit auf, Spürsinn, Fachwissen und Fantasie in ein reflexives Verhältnis zu bringen. Wenn ich mir jedoch vorstelle, das Konzept der „Rekonstruktion“ mit jenem der „Enactments of Expertise“ zusammenzudenken, könnte ich eine neue Perspektive gewinnen, wie ich über Expertise in Zusammenhang mit (meinem) wissenschaftlichen Arbeiten denke.

Diesem Gedankenspiel kann ich einiges abgewinnen und ich persönlich finde es äußerst ermutigend, Expertise nicht ausschließlich als institutionalisiertes Wissen zu verstehen und auch meine eigene Forschung, mit all ihren Höhen und Tiefen zu verstehen. Durch die Betrachtung von unterschiedlichen Quellen sowohl aus institutionalisierten bzw. kulturwissenschaftlichen Bereichen, aber auch unter Bezugnahme von Fachwissen der Expert:innen des Alltags, lassen sich Spuren erkennen und deuten. Ein ausgeprägtes Vorstellungsvermögen ist aber unerlässlich, wenn es darum geht sich vorzustellen, wo das Ziel der Reise liegen könnte. Die Kombination aus Intuition, Expertise und Vorstellungsvermögen ermöglicht es sich einer historischen Dimensionierung zu nähern, die zwar nicht zwingenderweise „komplett“ ist, die aber dennoch Einblicke in vergangene und gegenwärtige Lebenswelten ermöglicht.

Motivation

Mein Antrieb zu Beginn der Recherche war es, eine verborgene Geschichte ans Tagelicht holen zu wollen – etwas vollständig zu rekonstruieren. Die treibende Kraft dahinter war zwar Neugierde, doch egal, wie die Ausgangslage scheint, mit der ich an eine Rekonstruktion herantrete, die Versuchung, Fantasiebrücken zu schlagen, ist groß. Im Begriff „rekonstruieren“ steckt weit mehr als das bloße Zusammensetzen eines Puzzles. Ein Blick auf seine Synonyme verrät einiges darüber, was mögliche Problemstellungen beim Rekonstruieren sein können. Begriffe, die mich das Konzept „Rekonstruktion“ kritisch betrachten lassen, sind: nachbilden, reproduzieren, restaurieren, reparieren, fixieren, korrigieren, nachahmen, inszenieren, fälschen, nacherleben, Sinn geben. Es gibt aber auch Begriffe, die ich mit meinen Recherchen viel eher verknüpft sehen wollen würde: wiedergeben, zurückverfolgen, nachvollziehen, vergegenwärtigen, aufarbeiten. Diese Begriffe begreife ich als stark mit dem Konzept der „Spur“ verknüpft.

Wer ist Margit?

Was hat mich motiviert, die Schachtel mit der Aufschrift Margit zur Spur zu machen? Welche Rolle spielte dabei der Zufall und was haben meine persönlichen Erfahrungen damit zu tun, wohin mich die Schachtel in meiner rekonstruierenden Forschung geführt hat?

Alles begann für mich mit dem Schriftzug Margit.

Ein Objekt aus einer Fülle von Materialien auszuwählen, bringt bestimmte Herausforderungen mit sich. Die Schriftstellerin Virginia Postrel verfasste eine Kritik des Buches „The Art of Choosing“ (2011), einem Werk der Wirtschaftspsychologin Sheena Iyengar, für die New York Times mit dem Titel „Indecision-Making“. Laut Postrel beschreibt Iyengar in ihrem Buch, dass zu viele Optionen bei der Entscheidungsfindung hinderlich seien, und Kund:innen mit ihrer Wahl zufriedener seien, wenn das Sortiment überschaubar ist. Eine zu große Auswahl bringe Unzufriedenheit und die Unfähigkeit sich zu entscheiden, da die Sorge, etwas zu verpassen, größer sei als die Freude über die getroffene Wahl. Als ich im Sommer 2019 vor dem Sammlungsschrank des Instituts für Europäische Ethnologie der Universität Wien stand, um mich von einem Gegenstand „ansprechen“ zu lassen, beschlichen mich ähnliche Gefühle. Wie sollte ich mich nur entscheiden? Werde ich mit meiner Wahl zufrieden sein? Postrel merkt an, dass nach Iyengar Menschen zwar dazu geboren sind, Entscheidungen zu treffen („born to choose“), es aber ebenso wichtig sei, Sinn stiftend zu agieren („create meaning“). Sie argumentiert, dass Entscheidungsfindung und das Herstellen von Bedeutungszusammenhängen stark miteinander verflochten sind. Dies erklärt warum die Schachtel mit der Aufschrift „Margit“ das Objekt – für mich persönlich – war, das sich von allen anderen so unterschieden hat, dass ich es aus der umfangreichen Sammlung ausgewählt habe: Der Name, der darauf geschrieben steht, bedeutet mir etwas und mein allererster Gedanke war: Wer ist Margit?

Wo ist die Erfolgsspur?

In der Anfangsphase meiner Recherchearbeit hat mich diese Frage stets begleitet. Ich habe versucht herauszufinden, ob es in irgendeiner Weise Bezugspunkte dieser Margit zum Institut gab bzw. gibt, ob die Schachtel eventuell eine Verpackung für Parfum, Handschuhe, Accessoires etc. oder vielleicht der Name einer Boutique sein könnte. Die äußeren Merkmale meines Objekts haben mich ebenso wenig weitergeführt, wie ein erster Blick in die Schachtel. Hier fand ich drei bedruckte Umschläge aus Papier, stramm gefüllt mit bedruckten Zetteln und kleinen Plättchen aus Karton. Würden sich zwischen ihnen Spuren finden lassen, die mich zu „Margit“ führen?

Einer der Umschläge verweist auf eine Briefmarkenhandlung in Leipzig und ihr 25-jähriges Bestehen – im Jahr 1935. War etwa der gesamte Inhalt der Schachtel aus dieser Zeit? Auf dem Umschlag des „Österreichischen Verkehrs-bureaus“ findet sich ein Stempel von 1938, auf jenem des „Mitteleuropäischen Reisebüros“ von 1941. Die bedruckten Zettel und Kartonplättchen stellten sich als Fahrkarten heraus, einige davon mit einer Preisangabe in Reichspfennig. Meine Recherchen zu Margit folgten nun einer neuen Spur. Hatte sich vielleicht jemand am Institut mit diesen Fahrkarten beschäftigt und könnte ich darüber „Margit“ ein Stück näherkommen?

In der Institutsbibliothek folge ich dieser Spur: Der ehemalige Institutsvorstand Konrad Köstlin hatte gemeinsam mit Margit Berwing 1984 ein Begleit-

heft zu einer Ausstellung des Lehrstuhls für Volkskunde der Universität Regensburg mit dem Titel „Reise-Fieber.“ herausgegeben. Ich hatte endlich meinen Durchbruch – dachte ich zumindest. Würde ich darin einen Verweis auf meine kleine Schachtel finden? Auf deren Inhalt? Dieses Szenario hatte ich bei meiner Kollegin Trude Riener und ihrer Forschung zu Larven beobachten können. Ich hätte auch gerne über diesen Weg Bestätigung gefunden auf der richtigen Spur gewesen zu sein und alle Hinweise richtig gedeutet zu haben. So könnte ich die Umstände rekonstruieren, wie diese Schachtel in den Schrank gekommen ist. Oder noch viel wichtiger – zumindest damals – herausfinden, wer Margit ist. Meine hohen Erwartungen wurden leider nicht erfüllt. Ich konnte keine Referenz auf die Fahrkarten oder die Schachtel finden. Als nächstes wäre es eigentlich mein Plan gewesen, mich bei Margit Berwing und Konrad Köstlin direkt zu erkundigen, ob sie irgendetwas über diese Schachtel wissen. Das habe ich aber etwas aufgeschoben, um das ganze Thema ein paar Wochen ruhen zu lassen (und mir immer wieder Gedanken darüber gemacht, wie ich dieses Thema bloß weiterführen könnte). Warum will ich überhaupt wissen wer Margit ist? Was, wenn es hier keine Geschichte zu rekonstruieren gab? Was, wenn ich mich „nur“ mit den Fahrkarten beschäftigen müsse?

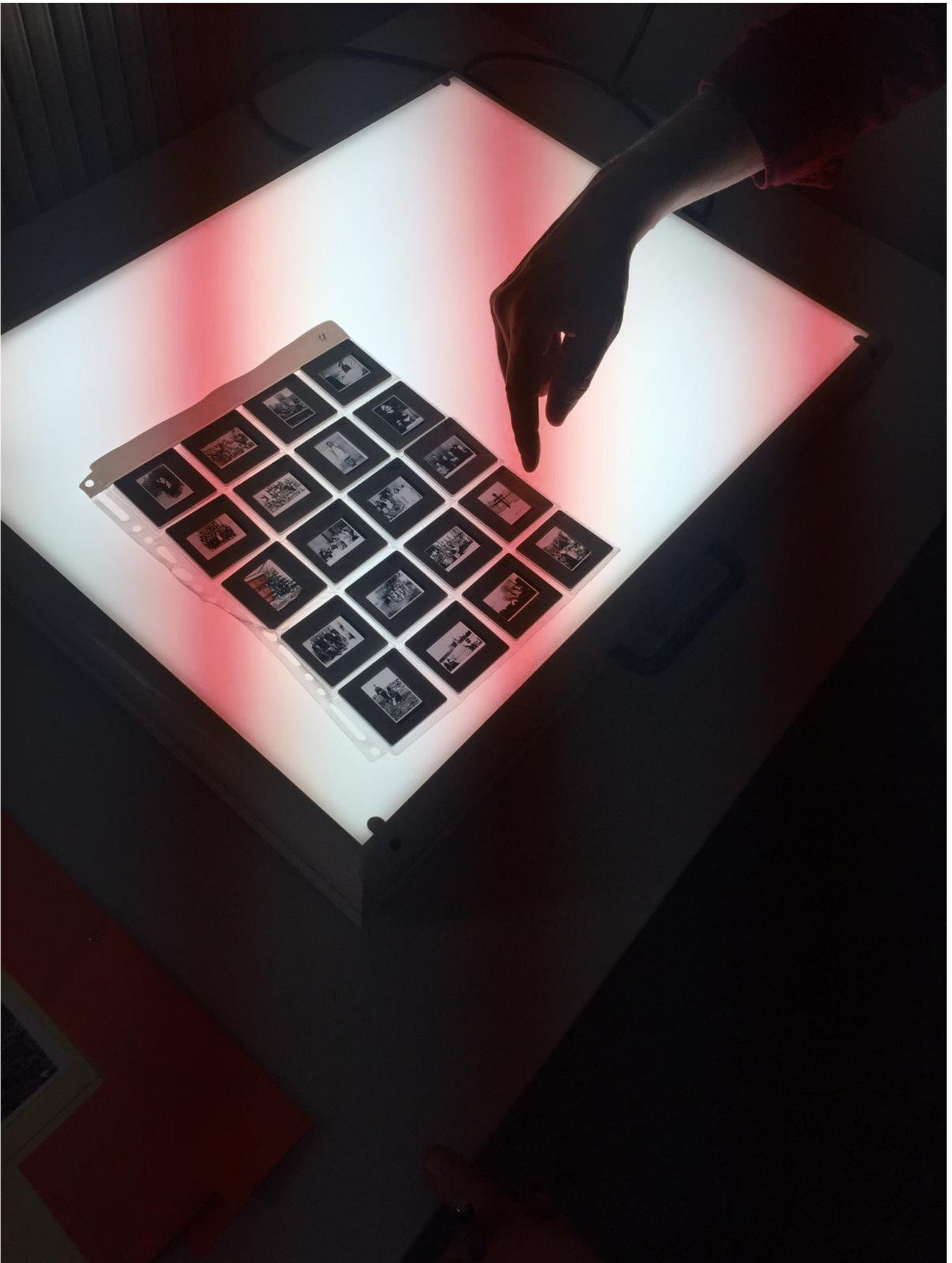
Mein nächster Schritt war es, nochmals einen genaueren Blick auf den Inhalt der Schachtel zu werfen. Ich habe stundenlang die Fotografien der Umschläge betrachtet, habe über Reisegesellschaften und Gepäckversicherungen recherchiert, die Briefmarkenhandlung zurückverfolgt. (Um mehr darüber zu erfahren, lohnt sich ein Blick in den Steckbrief) Dieses Unterfangen hat mich in viele unterschiedliche Richtungen geführt. Alle weg von Margit, und hin zu den Fahrkarten.



Abb. 6

Der Gedanke mich mit den Fahrkarten an sich zu beschäftigen erschien mir zu Beginn nicht sehr attraktiv. Und auch nicht besonders ertragreich. Dass ich mich früher oder später direkt mit den Fahrkarten beschäftigen sollte, war aber auch unausweichlich, da die Schachtel als äußere Hülle und auch die nächste Schicht meiner „Forschungszwiebel“, die Umschläge, nicht sonderlich viel preisgaben. Es war Zeit sich mit dem Kern des Objekts zu beschäftigen. Ich entschlüsselte die Komponenten zweier historischer Fahrkarten, indem ich ... und konnte etliches herausfinden. Bei der Bahnfahrkarte habe ich die Strecke nachverfolgt und zeitlich eingeordnet. Die Straßenbahnfahrkarte stellte mich zunächst etwas auf die Probe. Es war kein Leichtes, das System der Entwertung zu durchblicken, um zu erkennen, wann und auf welcher Linie sie gelöst wurde.

Wenig überraschend habe ich über diesen Weg zwar nichts über Margit oder die Herkunft der Schachtel erfahren, es brachte mich allerdings auf eine neue Spur. In einer Besprechung mit Alexa Färber haben wir das „Rekonstruieren“ als starke Motivation in meiner Arbeit erkannt, das bis dahin auf die Person „Margit“ gerichtet war. Rekonstruieren als Praxis, die eine zeitliche Dimension eröffnet, ließ sich aber in anderer Weise auf das Fundstück übertragen; nämlich nicht, um die vergangene Lebenswelten einer Person zu rekonstruieren, sondern als ein Potenzial, das Fahrkarten enthalten, wenn sie gelesen werden. Die Spur, die ich als Forschungsaufgabe aufgenommen habe, geht deshalb dem Rekonstruktionsgehalt von Fahrkarten nach.



Der Schnellhefter EPA Tadtten abgeschlossen 1976 05 11 OB,



Literatur und Quellen
am Ende des Magazins



Barbara Tobler

oder: Von Dingen und Menschen. Ordnen, Bewahren und Erinnern als kulturelle Praxis.

1
6

Es beginnt mit Dingen und endet mit Menschen. Fast beiläufig hatte Claudia Feigl in einem Werkstattgespräch des Studienprojekts „Historische Dimensionierung als kulturelle Praxis“ im Sommer 2019 (Audioaufnahme 1. Pacher, Rauch, Tobler 2019) ihre Erfahrungen als Sammlungsbeauftragte der Universität Wien so zusammengefasst. Gilt dies auch für eine wissensanthropologische Forschung zu Praktiken der historischen Dimensionierung? Wie kann ein „Ding“, in diesem Fall ein Bene Schnellhefter aus den 1970er Jahren, der im Zentrum dieses Beitrags steht, Gegenstand einer Forschung zum Ordnen und Bewahren werden? Und welche Wege von den Dingen zu den Menschen lassen sich mit ihm nachzeichnen?

Begonnen hatte es mit einem Kasten am Institut für Europäische Ethnologie, in dem als „Teil der materiellen Kultur“ (te Heesen, Michels 2007: 10) des Lehr- und Forschungsbetriebs seit Jahren Artefakte bewahrt werden. Bewahren kann in mehrfachem Sinn verstanden werden: Ich bewahre etwas auf, weil ich es behalten und nicht wegwerfen will oder weil ich über den endgültigen Verbleib noch nicht sicher bin oder weil es in einem bestimmten Kontext seinen Platz haben soll. Bewahren als kulturelle Praxis bedeutet in diesem Zusammenhang auch ganz pragmatisch, von Zeit zu Zeit ein Artefakt in die Hand zu nehmen und zu überlegen, welche Bedeutung, welchen Wert es hat und in welchem Kontext es gegebenenfalls neu einzuordnen ist. Nachrufe, Festschriften, (Auto)Biographien, Erinnerungsschriften und erinnernde Gespräche, die auf aufbewahrte Dinge zurückgreifen, sind Formate, die Erinnerungen an und von Menschen und Ereignissen darüber hinaus nicht nur bewahren sollen, sondern auch ordnen.

Das Bewahren von Schriftstücken in einem Schnellhefter, des Schnellhefters in einer Schachtel, der Schachtel in einem Kasten des Instituts für Europäische Ethnologie soll hier als kulturelle Praxis verstanden werden, die jene historischen Dimensionierungen zulässt und das Bewahren mit durchaus wechselhaften Ordnungen verbindet. Dieser recht offenen Konstellation von Bewahren und Ordnen im Kontext eines Universitätsinstituts gehe ich im Folgenden in drei Schritten nach mit dem Ziel, die Beziehung zwischen beidem auszuloten und den unscheinbaren Ordner neu einzuordnen.

Ein Ordner:

vom Fundstück zum Forschungsobjekt

Während einer ersten Projektarbeit mit Gastforscherin Silke Götsch im Sommersemester 2019 begannen wir, Paula Fischer-Zistler, Franz Preier, Trude Riener und ich, unsere Forschung damit, dass wir uns einen Überblick über den Inhalt des Kastens verschafften. Insofern hatte ich auf einen Sensationsfund gehofft und war ein wenig enttäuscht, nichts Spektakuläres, zumindest auf den ersten Blick, entdeckt zu haben. Ein abgegriffener Schnellhefter – im Folgenden auch „Ordner“ genannt –, herausgegriffen aus einem Karton und das Erkennen der handschriftlichen Beschriftungen auf den Vorderseiten von Karton und Ordner, wurden dennoch ohne viel Zögern zum Ausgangspunkt von Überlegungen zum Bewahren als kultureller Praxis. Zur Freude der anderen konnte ich nämlich nicht nur die Handschriften damaliger Mitarbeiter:innen am Institut, sondern auch die Beschriftung des Ordners identifizieren: EPA ist die Abkürzung

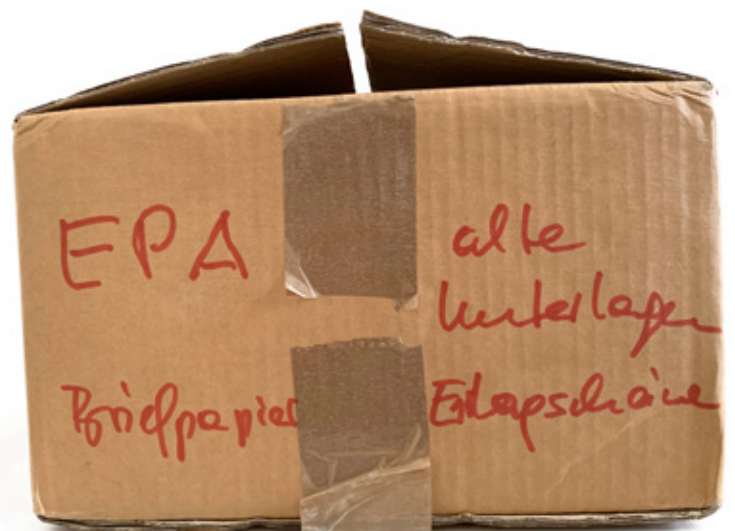


Abb.1

für die Forschungsgesellschaft Ethnographia Pannonica Austriaca, EPA Tadtten abgeschlossen 1976 05 11 OB für ein Projekt im Rahmen dieser EPA. Ich hatte bemerkt, dass darüber und über die damit verbundenen Personen unter den Kolleg:innen und im Institut generell wenig bekannt war. Meinen entschiedenen Zugriff auf Schachtel und Ordner erkläre ich mir aus dem Wunsch, mein Wissen mit den Kolleg:innen zu teilen. Spurenlesen als Wissenspraktik wäre dann „ein Können (...), das unter bestimmten Umständen zu neuem Wissen führt“ (Krämer 2016: 21).

Wie an die Sache herangehen? Wenn die Europäische Ethnologie unter Bezug auf Rolf Lindner eine „Gegenwartswissenschaft ‚mit der Verlängerung nach hinten‘“ ist (Fenske 2006: 151), dann geht jede Fragestellung von der Gegenwart aus, gleich, ob sie sich an die Gegenwart oder an die Vergangenheit richtet. Artefakte, die jahrzehntelang in einer Vitrine, einem Kasten oder einer Schachtel geschlummert haben, werden zu einem Fund, der Emotionen hervorrufen kann, positive wie negative. Es kann auch passieren, dass der Fund „sensible Daten“ beinhaltet und die Forschungssituation verändert. Bisher nicht bekanntes Material verweist auf mögliche nicht geklärte Konflikte oder Versäumnisse. So kommt es aus der Gegenwart zu einer neuen Bewertung. Michaela Fenske beschreibt ihre Verblüfung darüber, wie relevant und aktuell archivalische Daten in einem begrenzten lokalen Rahmen sein können und wie schnell – über Generationen hinweg – der Bezug zu lebenden Personen sichtbar wird und Reaktionen hervorruft. Sie beobachtete an sich selbst die Identifikation mit widerständischen Dorfbewohner:innen, obwohl deren Agieren und Praktiken jahrhundertlang zurücklagen. (vgl. Fenske 2006: 167ff)

Von der Auswahl des Schnellhefters bis zu Forschungsdetails und -ergebnissen war auch ich mit dem Gegenstand meiner Forschung stärker identifiziert, als mir anfangs bewusst war. Schließlich wird darin ein Zeitabschnitt behandelt, während dessen ich selbst am damaligen Institut für Volkskunde studierte. Die geschilderten Personen, Ereignisse und Institutionen sind mir daher bekannt. Offenbar rief der Fund des Schnellhefters Emotionen in mir hervor und den Wunsch nach einer Neu-Einordnung: in den Hintergrund Gerücktes hervorzuholen, Unbekanntes bekannt zu machen und das gefundene Material in einem größeren Kontext neu zu verorten. Denn: „Ordnung muss sein.“ Mit diesen Worten wird der Bene Schnellhefter (Vikingdirekt 2020) mit Metall-Schnellheftermechanik auch heute noch beschrieben, „ideal für Ihr gelochtes Schriftgut. Aus hochwertigem Manilakarton 250 g/qm für Format DIN A4. Farbe: grün“. Mit dem Fund des Ordners habe ich eine Spur entdeckt. Sie zu lesen heißt, „die gestörte Ordnung, der sich die Spurbildung verdankt, in eine neue Ordnung zu integrieren und zu überführen; dies geschieht, indem das spurbildende Geschehen als eine Erzählung rekonstruiert wird“ (Krämer 2016: 17).

Wie lässt sich ein Geschehen rekonstruieren und welche Form der Erzählung eignet sich im Fall meiner Erforschung dieses Schnellhefters? Dazu folge ich zum einen den von Fenske (2006: 151f) vorgeschlagenen Schritten, die meiner Forschung an dem genannten Schnellhefter und seinem Inhalt als Orientierung dienen. Mit dem eingängigen Titel ihres Aufsatzes „Mikro, Makro, Agency“ meint sie a) „das zumeist kleinräumige Untersuchungsfeld“ – Mikro, b) „dessen Eingebundenheit in überlokale Kontexte sowie das übergeordnete kulturanthropologische Erkenntnisinteresse“ – Makro und c) „die

derzeit im Mittelpunkt des Interesses stehenden kulturellen Praktiken und Akteure“ – Agency. „Sowohl der Kontext der Aufzeichnung einer Quelle als auch die inhaltlichen Ebenen der Darstellung in einer Quelle müssen zunächst sorgsam herausgearbeitet werden“, fordert Silke Götsch (Götsch 2007: 24). Was Götsch mit „Kontext der Aufzeichnung einer Quelle“ meint, entspricht nach meinem Verständnis dem, was Fenske mit „Mikro“ bezeichnet, das „kleinräumige Untersuchungsfeld“. Die „inhaltlichen Ebenen“ bei Götsch brauchen die überlokalen Kontexte, das „Makro“ bei Fenske, um interpretiert werden zu können.

So folgen zunächst Überlegungen zum Schnellhefter im Kontext von Administration in einer universitären Institution (Mikro), sodann werden die inhaltlichen Ebenen Schicht für Schicht bearbeitet (Makro) und zuletzt mit den aktuellen Akteur:innen in Verbindung gebracht (Agency). Der Schnellhefter „EPA Tadtten“ wird somit vom Fund zum Forschungsobjekt. Unter dem Aspekt des Ordners und Bewahrens geht es um die Fragen, was der Ordner/Schnellhefter aus dem Sammlungskasten des Instituts für Europäische Ethnologie zu dessen Geschichte beiträgt, welche Forschungsschwerpunkte und -methoden sich aus den Dokumenten im Ordner erschließen, wie sich Bewahren als historisch dimensionierende Praxis beschreiben lässt und was ein Schnellhefter dazu beitragen kann.

Die Erforschung der Quellen und ihrer unterschiedlichen Inhaltsebenen (vgl. Götsch 2007: 24) verzweigten und verbunden sich mit den Erinnerungen von Olaf Bockhorn und Wolfgang Gürtler sowie meinen eigenen Erinnerungen, Erfahrungen und Beobachtungen, die häufig von der Materialität des Schnellhefters geweckt und gelenkt wurden. Aus diesen unterschiedlichen Erzählsträngen und -ebenen setzt sich die Spurensuche „EPA Tadtten abgeschlossen 1976 05 11 OB“ zusammen.

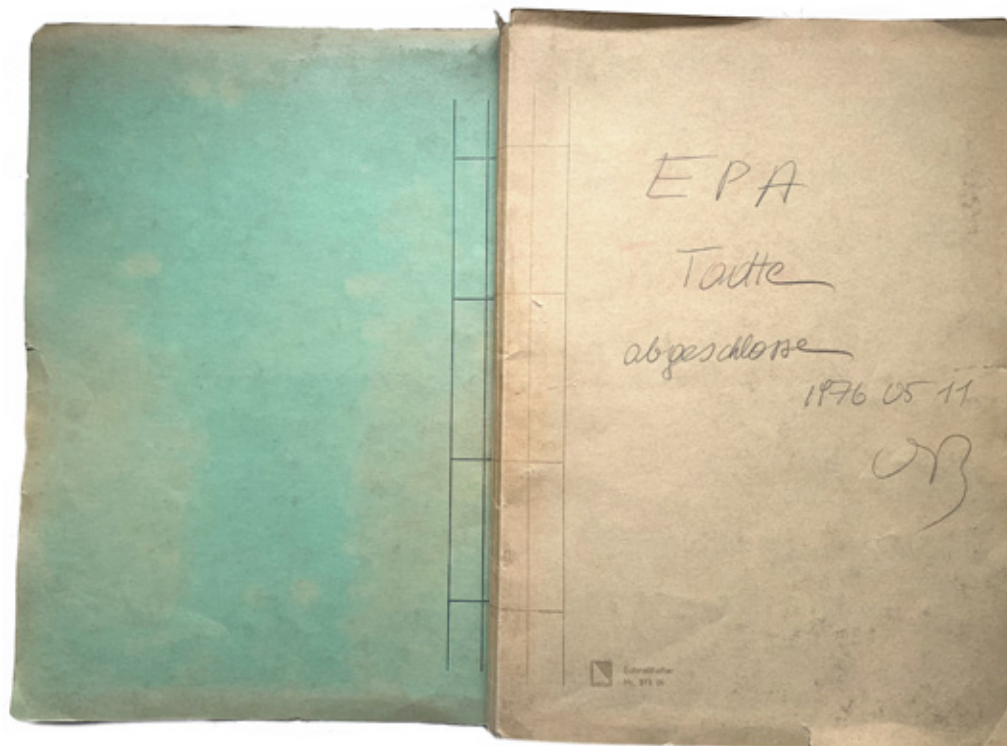


Abb. 2

Ordnen, lochen, heften: (der) Schnellhefter

Der Schnellhefter EPA Tadtten abgeschlossen 1976 05 11 OB ist aus Karton, ursprünglich grün, ausgebleichen, abgenutzt. Die Beschriftung EPA Tadtten abgeschlossen 1976 05 11 OB zeigt die Handschrift und die Initialen von Olaf Bockhorn, 1976 Hochschulassistent am Institut für Volkskunde, und wurde mit Bleistift ausgeführt. (Abb. 2) Schnellhefter fallen unter die Kategorie Schriftgutbehälter. „Ein Schnellhefter (umgangssprachlich: „Hefter“ oder „Ordner“) ist ein Behälter für gelochtes Schriftgut. Er besteht üblicherweise aus einem stabilen Papierstück (z.B. Pappe oder Pressspan) oder einem anderen dünnen, aber festen Material (wie etwa Kunststoff), welcher ungefähr in der Mitte gefaltet ist. Schnellhefter (oder Aktenordner) werden (...) genutzt, um lose Blätter zeitweise oder permanent aufzubewahren“ (Wikipedia 2020 [https://de.wikipedia.org/wiki/Hefter_\(Schriftgutbehälter\)](https://de.wikipedia.org/wiki/Hefter_(Schriftgutbehälter))). Derartige Ordner/Schnellhefter eignen sich für das Abheften von Papier bis zum Format DIN A4. Die Bezeichnung Schnellhefter legt den Gedanken nahe, dass darin schnell – in einem frühen Arbeitsschritt – Blätter gesammelt werden, damit sie nicht in Verlust oder durcheinander geraten, bevor sie an einem anderen Ort, oft in einem Ordner aus festem Karton und breitem Rücken, endgültig abgelegt werden. Die handschriftliche Beschriftung mit Bleistift weist ebenfalls auf das Provisorische hin. Im vorliegenden Fall ist es dabei geblieben.

Die 123 abgehefteten Blätter bieten einen Einblick in die Praxis der Administration des Forschungsprojekts EPA Tadt der 1970er Jahre im universitären Bereich, konkret des Instituts für Volkskunde der Universität Wien. Inhaltlich ist der Ablauf des Projekts nachzulesen: Ansuchen um Förderung von Feldforschungsaufenthalten bei der Kulturabteilung beim Amt der Burgenländischen Landesregierung, da die untersuchte Gemeinde im Burgenland liegt; Abrechnung der Subvention mit Belegen; Korrespondenz zur Drucklegung des Forschungsbandes, der in der Reihe „Wissenschaftliche Arbeiten aus dem Burgenland“ vom Burgenländischen Landesmuseum herausgegeben wurde, bis zum Versand der Belegexemplare. Unter den Papiersorten befinden sich Briefpapier mit gedrucktem Briefkopf z.B. der Burgenländischen Landwirtschaftskammer, sog. Konzeptpapier (kostengünstiges Schreibpapier) und die Rückseiten von hektographierten Abzügen, die mit einem Matrizendrucker hergestellt waren, einer Vorform des heutigen Druckers.

Ich erinnere mich, dass diese Form der Vervielfältigung für eine größere Anzahl von Exemplaren in Schulen und anderen Bildungseinrichtungen bis in die 1970er Jahre angewendet wurde (www.printer-care.de 2020). Das dafür verwendete Papier war schwerer als Maschinschreibpapier und sehr saugfähig. Die Verwendung von unbedruckten Rückseiten von nicht mehr gebrauchten Manuskripten würde auch heute als Ressourcen schonend bezeichnet werden. Der Papierwarenhandel führt, so das Ergebnis meiner Internetrecherche, kein Maschinschreibpapier mehr, sondern ausschließlich Kopierpapier.

Die handschriftlichen Eintragungen wurden mit Bleistift und Füllfeder gemacht, die maschinschriftlichen sind Originale sowie Durchschläge. Für die Abrechnung der Fördermittel wurden Originalrechnungen auf Konzeptpapier geklebt (Abb. 3) und bestimmten Kategorien zugeordnet, z.B. „Papierwaren“. Auf dem Beleg des Schreibwarengeschäfts Mayr & Fessler in der Wiener Kärntner Straße nahe des Instituts finden sich „2 Tbn. Pelikanol“ um insgesamt ATS 7, etwa € 0,50.

Pelikanol war ein Klebstoff der Firma Pelikan (seit 1904), der sich – so meine eigene Erinnerung – gut auf Papier auftragen ließ, sich daher für das Bekleben größerer Flächen gut eignete und den charakteristischen Duft von Marzipan verströmte. Das Wort Pelikanol ruft bei mir eine sensuelle Erinnerung hervor und führt zu einer olfaktorischen Spur. „Nach Angaben der Pelikan AG führten rückläufige Absatzzahlen und neue gesetzliche Bestimmungen, die den typischen Marzipanduft nicht mehr erlaubten, zur Einstellung des Produkts“, wie es im Internetlexikon für Chemie heißt. (<https://www.chemie.de/lexikon/Pelikanol.html>) Es ist vorstellbar, dass mit Pelikanol, vielleicht sogar mit den auf der Rechnung angeführten Tuben die Originalbelege für die Subventionsabrechnung aufgeklebt wurden. Als Spurensuchende ist hier meine Kombinationsgabe gefordert, die die Details miteinander verbindet. Dabei greife ich intuitiv auf eigene Erfahrungen zurück. Denn das Motto „Aufheben, alles aufheben und aufbewahren!“ rührt aus dem Wissen, dass jeder kleinste Beleg für die Abrechnung wichtig ist und im Nachhinein für die Rekonstruktion von Praktiken bedeutsam werden kann.

Diese Aufgabe erfüllten auch die Durchschläge. Sie waren eine „Sicherungskopie“, sodass den jeweiligen Korrespondenzpartner:innen – u.a. dem Direktor des Burgenländischen Landesmuseums und Leiter der zuständigen Kulturabteilung beim Amt der Burgenländischen Landesregierung, Olaf Bockhorn als damaligem Hochschulassistent oder Károly Gaál als Leiter des Projekts und späterem Ordinarius für Volkskunde – die Inhalte der Korrespondenz im Original bzw. in Kopie vorlagen. Durchschläge entstanden, indem zwischen dem Original und dem Durchschlag das Blaupapier mit der Farbseite nach unten gelegt wurde, sodass die Tasten der Schreibmaschine die Buchstaben auf das Original und durch das Blaupapier auf den Durchschlag drückten, wodurch eine Kopie entstand.

Der Handel führt Blaupapier unter der Bezeichnung „Carbon Copy Paper“. Der CC-Reiter in einer Mail bedeutet übrigens wörtlich „Carbon Copy“. Als ich im Zuge der Recherche im Februar 2020 die junge Mitarbeiterin in einem Papier-

großmarkt danach fragte, zeigte sie mir eine Packung. Meine Erklärung, wofür Blaupapier in den 1970er Jahren verwendet wurde, versetzte sie in Erstaunen, als hätte sie von der Existenz von Schreibmaschinen noch nie gehört. Mit sehr dünnem Papier für die Durchschläge und unter der Verwendung mehrerer Blaupapiere konnten zwei, sogar drei Kopien hergestellt werden. Das Schriftbild wurde mit jedem weiteren Durchschlag schlechter lesbar. Mir kommen Erinnerungen an gebundene Dissertationen aus den 1950er, 1960er Jahren hoch, die ja nur in wenigen Exemplaren angefertigt wurden. Sibylle Krämer spricht in diesem Zusammenhang von der Medialität, Heteronomie und Passivität von Spuren. „In trivialer Hinsicht gilt das für die Empfänglichkeit eines Materials, das ‚weich‘, also von hinreichend schwacher Eigenstruktur sein muss, um Spurbildung überhaupt zu ermöglichen“ (Krämer 2016: 18).

Ein weiterer Einschub aus der Perspektive der Gegenwart: Die Abrechnung des Feldforschungsaufenthalts mithilfe der auf Konzeptpapier geklebten Originalbelege (vgl. Abb. 3) zeigt Aspekte der Forschungs-

praxis der 1970er Jahre. Tonbänder für die analogen Aufnahmen mit einem Tonbandgerät sind ein Zeugnis für einen bestimmten Gerätebestand, der mit späteren Formen der digitalen Speicherung von Tondokumenten obsolet wurde, Blaupapier und Pelikanol für die Sicherung und Vervielfältigung von Schriftgut. Unter „Übersetzungsleistungen aus verschiedenen Ebenen“ versteht Fenske (2006: 166) die Suche nach Erklärung für unbekannte Worte. „Was aber ist mit all den Dingen, die aus heutiger Sicht einfach nur seltsam wirken?“, fragt sie weiter und ich denke dabei zunächst an die junge Mitarbeiterin im Papiergroßmarkt. Sie, Fenske, habe „in jedem Stutzen, jeder Verwunderung, aber auch in jedem Einverständnis und Wiedererkennen einen wichtigen Hinweis für die Auswertung der Dokumente“ gesehen (Fenske 2006: 166).

„Es ist ja nicht so, dass wir, indem wir Vergangenes erforschen, nur Vergangenes erforschen: Im spannungsreichen Spagat zwischen Damals und Heute, in der Auseinandersetzung mit dem Vergangenen, ist von Anfang an die Auseinandersetzung mit der Gegenwart angelegt und die Veränderung des Eigenen, auch unseres Selbst“ (Fenske 2006: 167).

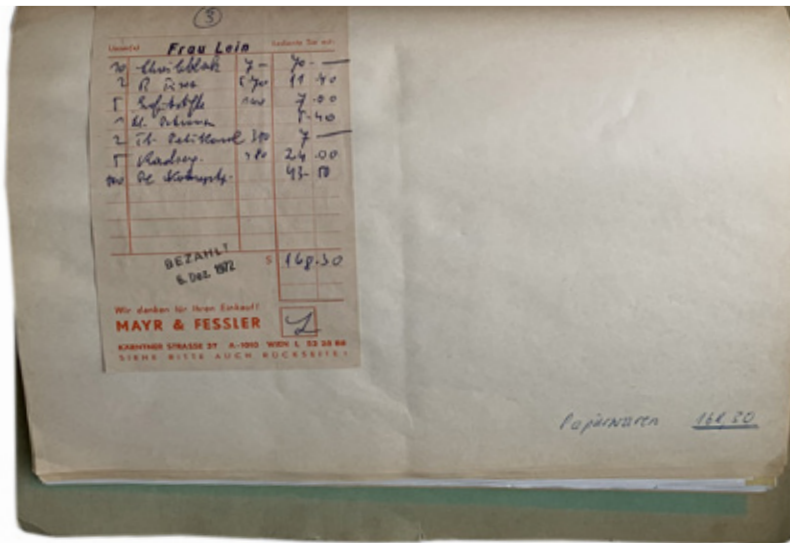


Abb. 3



Abb. 4

Das Erkennen einer Handschrift nach vierzig Jahren, die Entdeckung von Pelikanol auf dem Rechnungsbeleg und die Erinnerung an den unverwechselbaren Duft dieses Klebstoffes, der Vergleich des Ordners und der darin abgehefteten Dokumente mit dem heutigen Wording: auf-oder absteigende Chronologie, eingescannte Belege und Abrechnungen auf Excel-Tabellen und Dokumenten samt nachverfolgbaren Änderungen, hier findet die Identifikation statt, die Fenske an sich selbst entdeckt hat und die ich auch an mir beobachte. Wenn „gelebtes Leben für die empirische Forschung in gewisser Weise stets zum Text wird“ (Fenske 2006: 167), dann wird im Fall des aufbewahrten Ordners auch mein Leben Teil des Forschungsgegenstandes, den ich identifiziert habe.

Spuren nachverfolgen:

EPA Tadten abgeschlossen 1976 05 11 OB

vielen Jahren. Viel war in dieser Zeit die Rede von ortsmonographischen Forschungen und die daraus entstandenen Publikationen waren mir bekannt, ebenso die Personen wie z.B. Olaf Bockhorn, von dem die handschriftliche Beschriftung auf dem Schnellhefter stammt oder Károly Gaál, der Gründer der Ethnographia Pannonica Austriaca. Wenn nun der Ordner spricht, dann wird er metaphorisch im Folgenden mein Gesprächspartner. Wenn der Ordner nicht spricht, sondern stumm bleibt (vgl. Krämer 2016: 18), dann bringt ihn meine narrative Deutung zum Reden. So oder so, in diesem Abschnitt geht es deutlicher als im voran gehenden um meine subjektive Perspektive aus der Gegenwart gesehen. Mit Fenske ist „kulturhistorische Forschung eine Gratwanderung zwischen der Subjektivität der Forscherin bzw. des Forschers, dem wissenschaftlichen Erkenntnisinteresse, den Rechten längst Verstorbener sowie den Bedürfnissen der heute Lebenden“ (Fenske 2006: 170).

Der Schnellhefter trägt außen die Handschrift von Olaf Bockhorn und besteht aus dem Umschlag, den 123 Blättern, vorwiegend Korrespondenz zwischen dem damaligen Institut für Volkskunde und

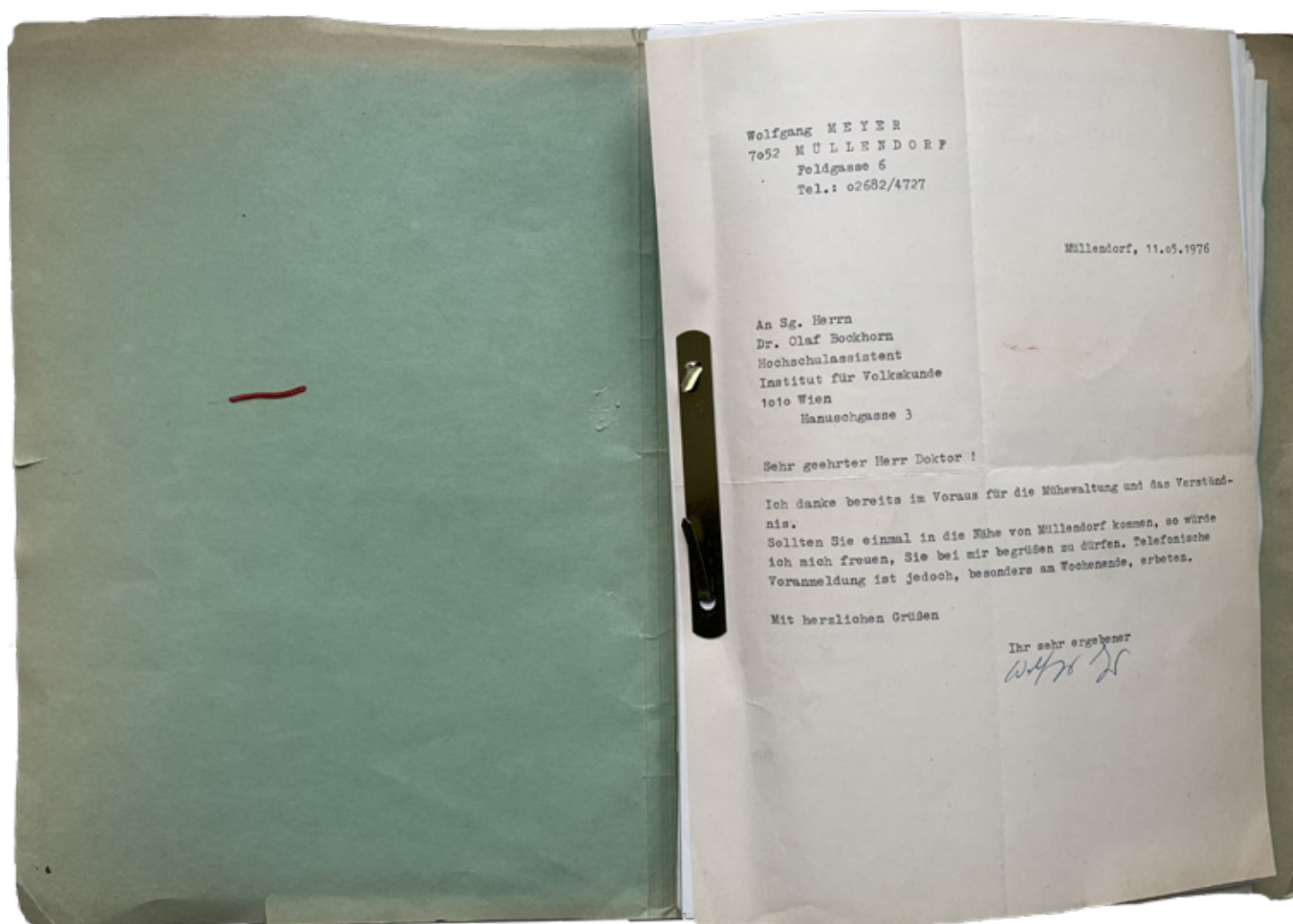


Abb.5

Die Beschäftigung mit administrativen Dokumenten zeigt, „that documents are not simply instruments of bureaucratic organizations, but rather are constitutive of bureaucratic rules, ideologies, knowledge, practices, subjectivities, objects, outcomes, and even the organizations themselves“ (Hull 2012: 253).

Die administrativen Dokumente, deren ordnenden und bewahrenden materiellen Voraussetzungen und Potenzialen ich nachgespürt habe, erlauben darüber hinaus einen Blick auf das, was geschehen ist, d.h. auf die darin festgehaltene Vergangenheit. Auch damit verbinde ich im engeren Sinne eigene Erinnerungen, denn „EPA“ als Abkürzung für Ethnographia Pannonica Austriaca auf dem Ordner konnte ich auch deshalb sofort entschlüsseln, weil ich an Tagungen dieser am Institut für Volkskunde angesiedelten Forschungsgesellschaft in den Jahren 1973, 1976 und 1978 selbst teilgenommen habe. Die nordburgenländische Gemeinde Tadten besuchte ich einmal vor

dem Amt der Burgenländischen Landesregierung sowie Abrechnungen von Forschungsaufhalten. Der jüngere Teil betrifft die Herstellung einer Publikation. Die Blätter sind chronologisch geordnet, nicht paginiert, das oberste Blatt trägt das jüngste Datum, 11.05.1976. Einer der Mitwirkenden an der Publikation dankt darin „für die Mühewaltung“, nachdem ihm ein Sonderdruck zugestellt worden war (Abb. 5).

Der Ordner beginnt chronologisch mit einem Konzept des Ansuchens von Károly Gaál, damals Universitätsdozent, als Leiter der Forschungsgruppe „Ethnographia Pannonica“, um „Unterstützung des Forschungsvorhabens ‚Ethnographia Pannonica‘“, gerichtet an das Kulturreferat beim Amt der Burgenländischen Landesregierung. Das Schreiben ist mit 11.12.1971 datiert. Als Absenderadresse scheint nicht das Institut für Volkskunde auf, sondern vermutlich Gaáls damalige Privatadresse im 21. Wiener Gemeindebezirk. Gaál bezieht sich darin auf das erste internationale Symposium „Ethnographia Pannonica“ vom September 1971 und den dort gefassten Beschluss,

in jedem der teilnehmenden Länder je zwei Dörfer nahe der österreichischen Grenze nach der Wolfau-Methode zu erforschen. An der Forschung sollten, ein Charakteristikum der Methode, „ausschließlich anerkannte junge Akademiker (Dozenten oder wissenschaftliche Mitarbeiter) aus dem Gebiet der Volkskunde, Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Agrarbiologie und Sprachwissenschaft“ teilnehmen. Bei diesem Symposium war Gaál, wie er schreibt, zum Leiter der österreichischen Abteilung der Ethnographia Pannonica gewählt und mit der Planung, Organisation und Durchführung der Forschung auf österreichischer Seite beauftragt worden. Ausgewählt wurden damals die Seewinkler Gemeinde Pamhagen sowie Oberdrosen im Bezirk Jennersdorf. Jedes Dorf würde während eines Jahres in zwei Phasen untersucht werden, die Forschung war für zwei Jahre anberaumt. Die Höhe des angesuchten Unterstützungsbeitrages für die Durchführung der Forschung betrug ATS 30.000.-, das entspricht etwa € 2.200.-. Zwei Personen treten in dem Ordner als relevante Akteure hervor: Olaf Bockhorn und Károly Gaál. Gaál erscheint als Initiator und Leiter des Forschungsprojekts, zunächst als Mitarbeiter im Institut für Volkskunde, zuletzt als Ordinarius; Bockhorn in der Funktion als Mitarbeiter, später als Hochschulassistent von Gaál und in der Rolle des Protokollanten und Korrespondenzpartners, teils im eigenen, teils im Namen Gaáls. Vom im Ordner aufbewahrten und chronologisch geordneten Inhalt aus lassen sich weitere Spuren hin zu den akademischen Biographien von Károly Gaál und Olaf Bockhorn verfolgen.

Akademische Laufbahnen ordnen und bewahren: (Auto)Biographie, Nachruf, Erinnerungstext

Im Kontext meiner Recherche bin ich auf unterschiedliche Formate von Erinnerungstexten gestoßen oder habe sie produziert, ob autobiographischer Text, Würdigung, Nachruf oder auch Gespräche, in denen persönliche Erinnerungen geäußert und in einer Mitschrift dokumentiert werden. Diese textlichen „Dinge“ führen direkt zu den Menschen, wie Claudia Feigl eingangs betont hatte.

Károly Gaál wurde 1922 geboren. Über seinen Geburtsort gibt es unterschiedliche Angaben. Das Magyar Néprajzi Lexikon von 1979 (dt. Ungarisches Volkskunde-Lexikon) führt als Geburtsort Budapest an, das Österreichische Musiklexikon Kecskemét (Österreichisches Musiklexikon 2020), er selbst schreibt im Vorwort seines als Vermächtnis anzusehenden zweisprachigen Werks „Kire marad a kisködmön?/Wer erbt das Jankerl“ (Gaál 1985: 107) launig über seine Geburt in einem Eisenbahnwaggon zwischen den beiden Städten. Ein Blog-Beitrag des Balatoni Múzeum (2020) in Keszthely, dessen Direktor Gaál vor seiner Flucht 1956 nach Österreich gewesen war, informiert über sein Leben und Werk, ebenso ein ungarischer Wikipedia-Artikel (Wikipedia 2020a). In Österreich war es Konrad Köstlin, sein Nachfolger als Ordinarius am Institut, der in der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde den Nachruf für den 2007 verstorbenen Gaál verfasste (Köstlin 2008) und eine Verortung von Gaáls Wirken in seiner Zeit am Wiener Institut im Rahmen der Volkskunde in Österreich vornahm. In Bezug auf die Umstände von Gaáls Geburtsort meint Köstlin (2008: 453): „Gaál war ein Reisender, der sich nie ganz einordnen oder vereinnahmen ließ.“ Diese „Erfahrung des prinzipiellen Fremdseins eines Zugereisten, die Unbehaustheit des Menschen in unserer Welt hat er als einen Normalzustand hell-sichtig erkannt und als notwendig akzeptiert“ (2008: 454). Köstlin kann diesem Umstand mit Blick auf das Institut in den 1960er und 70er Jahren positive Aspekte abgewinnen: „Denn als Gaál nach Österreich kam, war Volkskultur von einer Weihestimmung umgeben, die bereits im austrofaschistischen Ständestaat zur Strategie der Verösterreicherung gehörte. Das Fach galt als eine oft heimatümelnde und nicht selten immer noch bräunliche Wissenschaft – ohne dass man das eigens notierte, weil es so selbstverständlich war“ (Köstlin 2008: 454). Mit einer „Volkskunde jenseits der Ideologien“ – Köstlin (ebda: 454) zitiert Gerhard Heilfurth (Heilfurth 1961) –, vollzog Gaál eine Abgrenzung zu seinem dem Nationalsozialismus verhaf-

teten Vorgänger Richard Wolfram. Gaál war „wissenschaftlich einer Sach- und Sozialvolkskunde verpflichtet“ (Bockhorn 1992: 17), „hat aber nie in ein Wissenschaftskonzept gepasst“, so Bockhorn in einem Gespräch im Februar 2020.

„Gaáls Forschungs- und Lehrinteressen lagen auf der Geräte- und Wirtschaftsforschung. Vor allem aber weitete er den regionalen Horizont des Instituts auf das östliche Europa aus“ (Schmidt-Lauber 2014: 43f). Damit verfolgten er und Helmut Paul Fielhauer, sein zwischenzeitlicher Nachfolger als Leiter des Instituts, „zwei ganz unterschiedliche Perspektiven und Ansätze – eine eher konventionell volkskundliche und eine empirische Alltagskulturwissenschaft, die soziale Fragen in den Mittelpunkt rückte“, so die Einschätzung von Brigitta Schmidt-Lauber (ebda: 43f), die Konrad Köstlin 2009 als Institutsvorständin nachfolgte.

Im Nachruf heißt es:

"Das Terrain, das Gaál kritisch (im Sinne von „unterscheiden“ beackerte, verlangte genaues Hinsehen und stellte die Frage nach den Herrschafts- und Machtverhältnissen. Mir scheint das eine der Voraussetzungen für jene kritischen Studien gewesen zu sein, wie sie dann Helmut Paul Fielhauer etwa über die slowakischen Landarbeiter im Marchfeld oder in seinen klaren Brauchdarstellungen angefertigt hat. Das kritische Hinsehen und der Aufweis der Ideologieverhaftung älterer Bilder, das waren neue Ansätze. Mit dem neuen Blick auf eine eben nicht pittoreske Alltagskultur schuf er die Plattform auch für jene, die ihn später bekämpft haben. Das gehört zu den Widersprüchen und vielleicht auch zur Tragik seiner späten Jahre im Wiener Institut." (Köstlin 2008: 455)

Köstlins Hinweis auf die Tragik von Gaáls späten Jahren am Institut weist darauf hin, dass Gaáls „Fremdsein“, sein „Ideologiefrei-Sein“ in Abgrenzung zu seinem Vorgänger, seine neuen Ansätze dem Fach zwar neue Sichtweisen eröffnet haben; eine Perspektive, die von mehreren, nicht von allen Akteur:innen in der Folge geteilt wurde. Seine Position im Institut war in den Wiener Jahren seiner Laufbahn umstritten und zu seinen wissenschaftlichen Arbeiten gibt es kritische Äußerungen etwa zu seinem Theorie- und Empirieverständnis (vgl. Nikitsch 2014; Zupfer 1972: 41-49).

Die 1970er Jahre – und in diese Zeit fällt der Ordner – könnten für Gaál dennoch gute Jahre gewesen sein: Nach seiner Habilitation 1969 war er 1975 zum Ordinarius ernannt worden. Beinahe 20 Jahre nach seiner Flucht aus Ungarn hatte er beruflich nicht nur Fuß gefasst, sondern den Höhepunkt einer Universitätskarriere erreicht. Als ehemalige Studentin von Gaál erinnere ich mich an die Freude – die er mit Studierenden teilte –, als er den Anruf des Ministeriums über seine Ernennung zum Ordinarius erhielt. Und er hatte auch privat wieder, wie er schreibt, „ein ‚zu Hause‘“ gefunden (Gaál 1985: 111).

Wurde Gaál sein Fremdsein, Unbehaustsein als biographisches Merkmal zugeschrieben, so wird Olaf Bockhorns Wirken beschrieben als ein „Arbeiten aus seiner eigenen Mitte heraus, aus seiner Ausgewogenheit, die ihm seine Familie so lange ermöglicht hat, aus jener Mitte, aus der heraus fruchtbare Arbeit oft erst entstehen kann“ (Eberhard, Berger, Wilding 2013: 7). Und in einem anderen Zusammenhang ist „die Mitte, von der hier die Rede ist, auch als Mitte zwischen dem ‚alten‘ und ‚neuen‘ Fach zu verstehen. Er hat die klassische Volkskunde nicht gänzlich verlassen, hat sich aber für neue Themen und Zugänge geöffnet“. Mit diesen Sätzen erklären die Herausgeber*innen die Wahl des Titels der Festschrift „Volkskunde aus der Mitte“ für Olaf Bockhorn zu seinem siebzigsten Geburtstag.

Franz Grieshofer zeichnet darin in der Laudatio den wissenschaftlichen Werdegang Bockhorns nach. Bockhorn war ursprünglich durch eine Lehrveranstaltung von Richard Wolfram auf das Fach Volkskunde nicht nur aufmerksam gemacht, sondern so begeistert worden, dass er es zu seinem Hauptfach wählte. Seine Dissertation schrieb er bereits bei Károly Gaál, der „eine Wende in der Geräteforschung“ (Grieshofer 2013: 15) brachte, eine Einschätzung, an der Bockhorn auch gegenwärtig festhält. Bockhorn war Mitglied der Gruppe von Studierenden, die an der Untersuchung in Wolfau teilgenommen hatten, und bei „den folgenden

monographischen Arbeiten, die vom Institut durchgeführt wurden, finden wir Bockhorn bereits als Motor und Herausgeber an der Seite von Gaál. Ohne seinen langen Atem und seine zähe Konsequenz wären die Feldforschungen nicht publiziert worden“, so Grieshofer weiter (2013:16).

Diese Charakterisierungen der frühen Jahre von Bockhorns Arbeitsbiographie aus der Perspektive seines siebzigsten Geburtstages decken sich mit meinen eigenen Erinnerungen aus den 1970er Jahren und den aktuellen Beobachtungen beim Studieren des Ordners bzw. Schnellhefters. Nicht nur wissenschaftliche Projekte lassen sich mithilfe der abgehefteten Schriftstücke nachzeichnen, sondern auch wissenschaftliche Karrieren werden in ihrem Entwicklungsprozess festgehalten und somit aufbewahrt.

Regionales Wissen bewahren: die vielfältigen Arbeitsformate der EP

„Mit der Ethnografia (sic!) Pannonica und ihren Forschungsprojekten und Symposien hat Gaál für ‚seine‘ Region, in der sich slawisch, ungarisch und deutsch ausgedrückte Lebensformen trafen, eine grenzüberschreitende Perspektive eröffnet, die für das Institut wichtig war und die heute so selbstverständlich scheint“ (Köstlin 2008: 457), schrieb Gaáls Nachfolger. Neben Exkursionen, Publikationen, Forschungsprojekten und Symposien zählten auch Radiosendungen und private Zusammenkünfte zu den Formaten, in denen regionales Wissen in der EPA erarbeitet wurde.

„Die Volkskunde als europäische Wissenschaft hat die Aufgabe, nicht das zu suchen, was die Völker Europas voneinander trennt, sondern das, was sie einander näher bringt“ (Gaál 1971: 5). Mit diesem Satz beginnt Gaál sein Vorwort zu dem Band „Ethnographia Pannonica“ von 1971. Damit legte er die Leitlinie fest, auf die das Forschungsunternehmen in den kommenden Jahren ausgerichtet wurde. Eine engere Zusammenarbeit von Forscher:innen des pannonischen bzw. europäischen Raumes war bereits von Milan (recte: Milovan) Gavazzi in Zagreb und dem ungarischen Volkskundler Béla Gunda gefordert worden, der sich wiederum auf den schwedischen Volkskundler Sigurd Erixon berief (Gaál 1971: 11). Was Anita Bagus in ihrer Untersuchung zu Internationalisierungsprozessen in der Wissenschaft festgestellt hatte, dass nämlich trotz „Kaltem Krieg“ und „Eisernem Vorhang“ eine Zusammenarbeit in der Volkskunde mittel- und osteuropäischer Länder möglich war (vgl. Bagus 2019: 63), trifft für Gaáls Projekt zu.

Bereits an der „Initialveranstaltung“, einer Sendereihe des ORF-Landesstudios Burgenland 1970/71 nahmen Volkskundler:innen, ein Prähistoriker und ein Wirtschaftshistoriker aus Österreich, Kroatien (damals Jugoslawien), Tschechien (damals ČSSR), Ungarn, Slowenien (damals Jugoslawien) und Deutschland teil und sprachen über Probleme und Themenfelder ihrer Wissenschaften. An folgenden Symposien, die jeweils in einem anderen Land stattfanden, kamen auch Vertreter:innen der Volkskunde der Slowakei (früher ČSSR) hinzu.

Auf der Suche nach weiteren Zeugnissen von Gaáls Wirken stieß ich bei der Lektüre seines Werkes „Wer erbt das Jankerl!“ (Gaál 1985) auf eine Stelle, wo er über Károly Viski, seinen Professor an der Budapester Universität schreibt, der „wie ein Vater“ zu ihm gewesen sei. Viski habe ihn „in die Feldforschung förmlich hineingehetzt, weil er die Ansicht vertreten hat, daß nur aus immer neuen praktischen Erfahrungen stichhaltige Theorien erwachsen können“ (Gaál 1985: 109). Viski habe ihn auch in seine Wohnung aufgenommen, „sein zu Hause ist auch meines geworden“. Károly Viski (1883-1945) war zu Gaáls Studienzeit Lehrstuhlinhaber, hatte die Volkskundeabteilung des Ungarischen Nationalmuseums aufgebaut (Wikipedia 2020b) und bildete mit Zsigmond Bátky und István Györffy das „Dreigestirn“ der ungarischen Volkskunde. Die Erinnerung an seinen Lehrer dürfte prägend gewesen sein, denn 2004 schrieb Gaál darüber in einem Artikel in der ungarischen Volkskundezeitschrift „Néprajzi Hírek“ mit dem Titel „Az én intézetemre emlékezem“ (Gaál 2004) [dt. Ich erinnere mich an mein Institut. B.T.]. Daraus wird er in einem Erinnerungstext an Károly Viski, erschienen 2018, zitiert. Viski habe

ihm, Gaál, gegenüber betont: „A magyarországi hagyományos kultúra az európainak egy része és nem elszigetelt, történetetlen konstrukció“ [Die ungarische Volkskultur ist ein Teil der europäischen und nicht eine isolierte, geschichtslose Konstruktion] (Paládi-Kovács 2018: 70).

Gut möglich, dass Gaál diesen Satz seines Lehrers verinnerlicht und zum Leitspruch der Ethnographia Pannonica abgewandelt hat. Gaál hatte selbst auch in seiner Wohnung mit Studierenden diskutiert und damit die besondere Situation herbeigeführt, in der wissenschaftliche Praxis mit dem privaten Raum verbunden wurde. Ich erinnere mich, dass ich die Teilnahme an einem solchen Treffen als ehrenhaft und als Auszeichnung empfunden hatte. Dass ein Satz seines Lehrers (Viski), mit Überzeugung und in einer besonderen Atmosphäre ausgesprochen, genügt hat, um sich unauslöschlich in das Gedächtnis des Schülers (Gaál) einzuprägen, ist ein guter Beleg für die Interpretativität (Krämer 2016: 17) von (Erinnerungs-)spuren. Gaáls wiederholter Leitsatz, das Verbindende vor das Trennende zu stellen, ist wiederum mir, und nicht nur mir, in Erinnerung geblieben.

Was Gaál also mit der Sendereihe „Ethnographia Pannonica“ des ORF-Landesstudios Burgenland initiierte, war „eine freie Forschungsgemeinschaft, die sich ab 1971 im Abstand von zwei bis drei Jahren auf Tagungen traf“, so Olaf Bockhorn rückblickend (2000: 7). Mit dem vierten Symposium in Ungarn, dem insgesamt achten, fand 1987 in Székesfehérvár auch die letzte „Ethnographia Pannonica“ statt (Lukács 1988), „annähernd zeitgleich mit den einschneidenden politischen Ereignissen, die vor zehn Jahren [1989] den mitteleuropäischen Raum nachhaltig verändern sollten“ (Bockhorn 2000: 7). Die Tagung „Konvergenzen und Divergenzen“ reflektierte die Beziehungen zwischen Ungarn und Österreich, die die institutionelle wissenschaftliche Zusammenarbeit charakterisiert hatten, wofür die Ethnographia Pannonica der 1970er und 80er Jahre beispielhaft angeführt wurde. Sie thematisierte aber auch die „Spaltung der kulturellen Interessen“ aufgrund unterschiedlicher sozialer, wirtschaftlicher und epistemischer Grundlagen (Sárkány 2000: 9).

Erweitertes Bewahren: EPA und monographisches Wissen

Im ersten Symposium der Ethnographia Pannonica 1971 im burgenländischen Bernstein wurde beschlossen, monographische Forschungen in den Mitgliedsländern, der damaligen Tschechoslowakei, dem damaligen Jugoslawien, in Ungarn und Österreich nach der sog. Wolfau-Methode durchzuführen. Dazu wurde in Österreich die Arbeitsgemeinschaft „Ethnographia Pannonica Austriaca (EPA)“ gegründet und Gaál mit deren Leitung betraut. „Forschungsgruppen – nicht einzelne Forscher“ [sollten] „versuchen, die Kultur eines Dorfes oder einer Kleinlandschaft derart zu erfassen, daß[!] organische Erscheinungseinheiten in ihrem historischen Entwicklungsgang sichtbar würden“ (Gaál 1976: 5), so Gaál im Vorwort der Publikation über die dorfmonographische Forschung in der burgenländischen Gemeinde Tadtén. Die methodische Vorgangsweise, dass nämlich eine multiprofessionelle Forschungsgruppe in einer Gemeinde nach unterschiedlichen Themen forscht, erhielt ihren Namen von der 1965/66 durchgeführten Forschung in Wolfau, Burgenland; der Forschungsband erschien 1969 in der Reihe der Wissenschaftlichen Arbeiten aus dem Burgenland, in der auch der Tadtén-Band publiziert wurde. Im Vorwort hob Richard Wolfram, wegen seiner Verstrickungen mit dem Nationalsozialismus 1945 dienstenthoben, nach seiner Rehabilitation 1959 zum außerordentlichen, 1963 zum ordentlichen Professor ernannt und damaliger Ordinarius für Volkskunde, den pädagogischen Zweck studentischer Forschung in der Gruppe hervor und würdigte ihn als einen Versuch, der seines Wissens „in Österreich und auch im Ausland in dieser Art noch nicht angewandt wurde. Gleichzeitig ist er auch methodisch für die Volkskunde als Wissenschaft von Interesse“ (Wolfram 1969: 5), meinte Wolfram am Beginn seines Vorwortes und rekurriert damit auf Jacob Grimm und das frühe 19. Jahrhundert.

Die Wolfau-Methode wurde von Dieter Zupfer (Zupfer 1972: 41-49) wegen mangelnden Theorie- und Empirieverständnisses kritisiert, jedoch „für die volksmusikalischen Feldforschungen am Institut für Volksmusikforschung in Wien und im Österreichischen Volksliedwerk [kursiv im Original] modifiziert übernommen“ (Österreichisches Musiklexikon 2020). Dass Dorfmonographien bzw. Gemeindeforschungen in den 1970er Jahren im Trend lagen und Gaáls Feldforschungen auch epistemisch darin zu verorten sind, belegt der 21. Deutsche Volkskundekongress von 1977 in Braunschweig zum Thema „Gemeinde im Wandel. Volkskundliche Gemeindestudien in Europa“, bei dem Gaál einen Vortrag „Stand und Aufgaben der Gemeindestudien in Österreich“ hielt (Gaál 1979). Wolfgang Gürtler, der in diesen Jahren am Institut für Volkskunde studierte, bei Gaál promovierte und sich selbst als „Gaál-Schüler“ bezeichnet, erinnert sich in einem Gespräch mit mir im Februar 2020: Sein Zweitprüfer bei den Rigorosen, der damalige Ordinarius für Japanologie, Josef Kreiner, (emeritiert 2008), ließ nach dem Prüfungsgespräch die Bemerkung fallen, sein Assistent ginge zu einem Forschungsaufenthalt nach Japan und würde dort nach der Wolfau-Methode vorgehen. Damit verbindet sich auch Gürtlers eigene Einschätzung, dass Gaál die dorfmonographische Forschung zwar „nicht erfunden, aber in Verbindung mit der Wolfau-Methode in der Volkskunde an österreichischen Universitäten eingeführt“ hat.

Warum die Gemeinde Tadten entgegen der ursprünglichen Absicht für die Feldforschung ausgewählt wurde, wird weder in der Korrespondenz im Ordner noch in der Publikation erwähnt. Im Gegensatz zu den vorwiegend studentischen Mitarbeitern in Wolfau waren es in Tadten „vorwiegend Assistenten und wissenschaftliche Mitarbeiter verschiedener Forschungsinstitute“ (Gaál 1976: 6). Unter den „Assistenten“ hebt Gaál seinen Assistenten Olaf Bockhorn heraus und dankt ihm „gesondert für die vorbildliche Wahrnehmung der administrativen Aufgaben“ (Gaál 1976: 7). Auf dem Titelblatt erscheint nicht Gaál allein als Herausgeber, sondern beide, Gaál und Bockhorn, werden als „Leitung“ angeführt, ein Hinweis auf die „bureaucratic rules“ (Hull 2012: 253) und die institutionelle Hierarchie, – die Reihung der Namen erfolgte nicht nach dem Alphabet. Dennoch spiegelt die Tatsache, dass Bockhorn als zweiter Leiter und nicht als untergeordneter Mitarbeiter oder Assistent angeführt wird, wider, was ich mit dem eigenen Hintergrundwissen dem Ordner beim Durchblättern entnehmen konnte, dass nämlich Bockhorn Leitungsaufgaben übernahm, die darüber hinaus gingen, Gaáls Defizite in der Beherrschung der deutschen Sprache im schriftlichen Ausdruck auszugleichen. In einem Gespräch im Februar 2020 bestätigte er, dass dies sein Anliegen bei allen gemeinsamen Agenden war. Obwohl niemals explizit ausgesprochen, bewahrt der administrierende Ordner Aspekte innerer Haltung und menschlicher Überzeugungen.

Bewahren neu geordnet:

EPA Tadten abgeschlossen 1976 05 11 OB

„Nicht die lineare historistische Verortung interessiert, sondern die Verfügbarkeit und damit Brauchbarkeit des Historischen in der Gegenwart“ (Tschofen 2017: 269). So beschreibt Bernhard Tschofen den Anspruch historischer Dimensionierung. Der Ordner EPA Tadten abgeschlossen 1976 05 11 OB setzte eine Spurensuche in Gang, die davon motiviert war, darzulegen, dass dieses historische Objekt und seine Inhalte wichtige Inhalte für die Gegenwart bewahrt. Die Erforschung der unterschiedlichen Inhaltsebenen (vgl. Göttisch 2007: 24) sowie Olaf Bockhorns, Wolfgang Gürtlers* und meine eigenen Erinnerungen sind in unterschiedlichen Erzählsträngen den Spuren zum und vom Fundstück weg gefolgt. Dabei ergibt das, was der Ordner/Schnellhefter EPA Tadten abgeschlossen 1976 05 11 OB erzählt, nicht eine Erzählung. Denn: „Etwas, das nur eine (Be-)Deutung hat und haben kann, ist keine Spur“ (Krämer 2016: 17). Vergangenes in der Gegenwart zu bewahren ist für mich eine „Perspektive, die sich mit der Intention verbindet, aus einer subjektiven Gegenwart heraus das Erinnerte so zu rekonstruieren, dass das Gedächtnis eines Kollektivs entsteht, an dem sich viele Schicksale beteiligen können“ (Correa 2019: V).

Am Beginn stand ein Fund, von dem eine Spur ausging. Es war von einer „gestörten Ordnung“ (Krämer 2016: 17) die Rede, die eine Spur erst konstituiert. Ich habe von meinem Vorhaben gesprochen, diese gestörte Ordnung in eine neue Ordnung zu integrieren, „indem das spurbildende Geschehen als eine Erzählung rekonstruiert wird“ (Krämer 2016: 17). Dabei wollte ich zeigen, welche Praktiken des Ordners, Rekonstruierens und Kontextualisierens zur (Wieder)Herstellung einer Ordnung aufspürbar sind und damit Bewahren von Neuem möglich wird. Vergessenes, Verborgenes und aus dem Blick Geratenes wieder in ein Gesamtbild einzuordnen, regt zu neuen Fragen und neuen Erzählungen an. Im Fall meiner Spurensuche nach dem ordnenden und bewahrenden Potenzial eines Ordners und seinen Inhalten hat sich gezeigt, dass eine umfassende kritische Auseinandersetzung mit Károly Gaáls wissenschaftlichem Werk eine solche neue Erzählung sein könnte. Klar ist jedenfalls: Es gibt nicht nur eine Erzählung.

*Für ausführliche Gespräche danke ich ao. Univ.-Prof. i.R. Dr. Olaf Bockhorn und ORgR Dr. Wolfgang Gürtler herzlich.



2
3

Studio Session mit Fraya Frehse
am 29. März 2019

Über den Terminkalender als Erinnerungsobjekt und Technologie des Selbst



Edith Schnöll

2
4

Kalender als Spuren der Erinnerung

„Warte, ich schau‘ im Kalender nach, ob ich da Zeit hab‘“ – diesen Satz haben wohl viele von uns schon einmal gehört oder selbst gesagt. Der Terminkalender begleitet uns durch den Alltag, hilft uns dabei, alltägliche Aufgaben zu koordinieren, dient uns als Gedächtnis- und Erinnerungstütze, als Möglichkeit, sich Gedanken, Termine, Erlebnisse oder Informationen zu notieren. Seine Gestaltung, Formen und Inhalte sind vielfältig, analog oder digital, die Frequenz seiner Nutzung abhängig von seinen Besitzer:innen und den Anforderungen, die diese an ihn stellen.

Terminkalender beinhalten nicht nur Kalenderblätter, die es Nutzer:innen ermöglichen, Dinge zu vermerken, an die sie sich zu einem zukünftigen Zeitpunkt erinnern sollen. In Terminkalendern können sich, je nach Exemplar, ganz unterschiedliche Ergänzungen wie Listen für Telefonnummern und Geburtstage, leere Seiten für Notizen, geografische Darstellungen, Mondphasen und Feiertage, vordruckte Texte, Gedichte und Zitate, Bilder sowie Graphiken wiederfinden.

Der Inhalt eines Terminkalenders und die darin vermerkten (Erinnerungs-)Notizen lassen sich wie Spuren verfolgen und lesen, und können so, mal mehr, mal weniger, Aufschluss über Lebens- und Alltagswelten ihrer Nutzer:innen geben. Ein Kalender kann damit zur Spur der Erinnerung werden – sowohl für seine Besitzer:innen, die sich mit seiner Hilfe an zukünftige, aktuelle und vergangene Erlebnisse erinnern möchten, als auch für jene, die sich, im Falle seiner Aufbewahrung, zu einem zukünftigen Zeitpunkt auf der Suche nach Spuren vergangener Lebenswelten befinden und zu diesem Zwecke in ihm blättern und ihn lesen. Spuren zeigen sich laut der Philosophin Sybille Krämer „im und am Material“ (Krämer 2016: 15) und „gehören der Welt der Dinge an“ (ebd.). Dem Konzept der Spur sei ein „Zeitenbruch“ (ebd.: 17) inhärent.

Das heißt, dass

„es immer eine Zeitverschiebung zwischen dem Spurenhinterlassen und Spurenlesen [gibt]: Die Ungleichzeitigkeit beider bilden die Ordnungsform der Spur. Zwei Zeitregime kreuzen sich in der Spur. Diese Kreuzung gilt nicht nur für das Verhältnis von Vergangenheit und Gegenwart, sondern auch für das zwischen Gegenwart und Zukunft“ (ebd.).

Gefundene Spuren können Interesse wecken, Fragen aufwerfen und damit zum Ausgangspunkt für Forschungen werden.

Kalender als materialisierte Zeitsysteme

Ausgehend vom Erinnern als Praxis zeitlicher Dimensionierung und angeregt von einem Versicherungskalender aus dem Jahr 1890 als Spur der Erinnerung an ein vergangenes Jahrhundert, stellte ich mir folgende Frage: Welche Formen und Praktiken des Erinnerns finden sich in gegenwärtigen Terminkalendern wieder? Im Zuge meines Forschungsprozesses fiel mir auf, dass der Terminkalender Erinnern in unterschiedlichen Dimensionen und auf unterschiedlichen Ebenen materialisiert. Damit meine ich, dass Terminkalender nicht nur an vergangene, gegenwärtige und zukünftige Termine und Geschehnisse von subjektiver Bedeutung erinnern, sondern auch an vorherrschende gesellschaftliche Systeme und soziale Normen der jeweiligen Epoche.

Als gesellschafts- und alltagsstrukturierendes Mittel spiegelt der Kalender Diskurse, Ideale, Wertvorstellungen sowie Denk- und Messsysteme wider. Er materialisiert, verweist und erinnert explizit und implizit an vorherrschende gesellschaftliche Strukturen sowie Wertesysteme einer bestimmten Zeit. In seinem Artikel Kalender als Zeichen der Zeit hält Konrad Köstlin fest, dass die Verbreitung und massenhafte Verfügbarkeit von Kalendern nicht nur der Ausdruck eines menschenfreundlichen Aktes gewesen sei, sondern auch Inst-

rumment der Ausweitung von Herrschaft (Köstlin 1992: 8). Das heißt, dass der Kalender nicht bloß als praktische Gedächtnisstütze behilflich sein soll, sondern, dass durch ihn Menschen zeitlich vertaktet, synchronisiert und moralisch gleichdenkend gemacht werden konnten und können (vgl. ebd.).

Als spezifische Form des Kalenders verbindet der Terminkalender das übergeordnete gesellschaftliche System der Zeiteinteilung mit der subjektiven Zeitplanung und -koordination. Er erfüllt demnach die Funktion seinen Benutzer:innen das herrschende und verbindliche Zeitrechnungssystem zu vermitteln, in welches sie sich einzufügen und welches sie durch seine Nutzung zu internalisieren haben. Gleichzeitig bietet er ihnen aber auch die Möglichkeit der Personalisierung, indem sie persönliche Termine innerhalb dieses Systems schriftlich festhalten, einteilen und koordinieren. Dass sich die Nutzer:innen von Kalendern in dieses System einschreiben, bedeutete somit nicht, dass sie ihm in Gänze Folge leisten (müssen) – dass viele eingetragene Termine auch verschoben oder gar vergessen werden, zeigt die Alltagspraxis.

Terminkalender oder andere Mittel, die den eigenen Alltag, Erlebnisse und Gedanken ordnen sollen, sind Beispiele für Technologien des Selbst. Dabei handelt es sich um Subjektivierungstechniken, die durch die Bearbeitung des eigenen Selbst eine gewisse Ordnung ins Leben bringen, indem sie dieses in den Mittelpunkt rücken und der „Selbsterkenntnis, Selbsttransformation und Selbstführung“ (Fröhlich 2018: 10) dienen. „Zu werden, was man ist, erfordert Arbeit und ist das Ergebnis von mal mehr, mal weniger bewusster Reflexions- und Selbsttransformationsleistungen, die wiederum auf das Selbst zurückwirken“ (ebd. 10f), erklärt der Soziologe Gerrit Fröhlich. Dies betreffe nicht nur das „Was“, sondern auch das „Wie“ der Reflexion, welches immer auch medial gedacht werden müsse, denn Selbstthematisierung sei angewiesen auf „den Gebrauch von Medien, durch welche sie zugleich geprägt wird“ (ebd.: 11). „Wer an sich selbst arbeiten [...] will, greift dabei häufig in unterschiedlicher Form auf Medien zurück, das heißt: auf Listen, Briefe, Tagebücher, Notizen, Fotografien“ (ebd.), oder eben auch auf Terminkalender.

Der von mir als Grundlage für meine Forschung gewählte Terminkalender Ein guter Plan hebt sich insofern von anderen Terminkalendern ab, als er die Funktion des Terminkalenders als Hilfsmittel zur Strukturierung des eigenen Alltags mit jenen von Tagebüchern und Selbsthilferatgebern verbindet und durch integrierte Übungen und Texte zur stetigen Auseinandersetzung mit dem eigenen Selbst anregt. Genau diese Verbindung von Terminkalender und permanenter Aufforderung zur Arbeit am eigenen Selbst, machte ich zum Gegenstand meiner Analyse.

Der (Termin)Kalender – ein historischer Abriss

Kalender entstanden auf der Basis von „Beobachtungen periodisch sich wiederholender Naturgeschehnisse“ (Brockhaus 1990: 343) und nehmen die Einteilung des Jahres in Monate und Tage vor. Grundlage dafür bietet der „Wechsel von Tag und Nacht, die sich wiederholenden Mondphasen sowie durch den Verlauf der Jahreszeiten gegebene Zeiteinheiten“ (ebd.). Der Historiker Michael Maurer schreibt über die Entwicklung einer Zeitkultur:

„Der Mensch, der der Zeitlichkeit unterworfen ist, kultiviert zwangsläufig die Ressource Zeit. Gesellschaftliches Leben findet statt, indem die Unterworfenheit unter die Zeitlichkeit, wie

sie ein einzelner verspürt, koordiniert wird mit den Zeitvorstellungen seiner Gruppe. Kommunikation kann nur stattfinden, wo man sich über die jeweilige Zeitmessung und Zeitrechnung problemlos verständigen kann. Zu ihrer Orientierung schaffen sich Menschen Halt im gestaltlosen Verfließen der Zeit“ (Maurer 2008: 163).

Laut Maurer besäßen Kulturen ihren Kalender nicht nur zur Verständigung über Terminabsprachen und zur Zeitmessung, sondern auch als gemeinschaftsstiftendes Sinnzentrum (vgl. ebd.: 148). Der Durchsetzung eines einheitlichen Systems gehen jedoch zumeist politische und/oder religiöse Machtkämpfe voraus. Im Zuge von Kolonialisierungs- und globalisierten Kommunikationsprozessen hat sich die christliche Zeitrechnung nach dem gregorianischen Kalender weltweit als einheitliches Zeitsystem durchgesetzt, selbst in Regionen, wo gesellschaftliche Systeme nicht mit den Lehren des (katholischen) Christentums in Verbindung stehen und deshalb parallel auch eigene Zeitkulturen gelebt werden (vgl. ebd.).

Ab dem 15. Jahrhundert war es mit der zunehmenden Verbreitung von Uhren und der Einteilung des Tages in Stunden möglich, präzisere Zeitangaben zu machen und dementsprechende Terminvereinbarungen zu treffen. „Allmählich legte sich ein Netz aus Zeitdisziplin und Pünktlichkeit über das Leben und bestimmte zunächst den städtischen Alltag in den Amtsstuben, Handelskontoren und Studierzimmern: Termine wurden festgelegt und Arbeitspläne aufgestellt“ (Schwibbe 2005: 19), schreibt die Psychologin und Kulturanthropologin Gudrun Schwibbe über die Entwicklung von Praktiken der Zeitplanung. „Bis ins 18. Jahrhundert hinein war die Stunde die bestimmende Zeiteinheit“ (ebd.: 20), so Schwibbe weiter. Die technischen Möglichkeiten zur Verfeinerung der Einteilung der Stunden in Minuten und Minutenbruchteile, „welche massive Beschleunigungen von Handlungsabläufen zur Folge hatten“ (ebd.), entwickelten sich schließlich im Laufe des 19. Jahrhunderts und führten dazu, dass die „abstrakte Größe Zeit zum Taktgeber des Lebens“ (ebd.: 21) wurde. Norbert Elias erklärt in diesem Zusammenhang, dass das Wissen von der Kalenderzeit, wie von der Uhrzeit, als Mittel des zwischenmenschlichen Verkehrs sowie als Mittel der Orientierung jedes und jeder einzelnen über sich selbst, zu einer Selbstverständlichkeit geworden sei (vgl.

Elias 1988: XIII). Es werde nicht mehr danach gefragt, wie das Leben vor der herrschenden Zeiteinteilung und -normierung, also vor der Existenz von Kalendern und Uhren funktionieren konnte, da das Zusammenleben ohne diese Mittel der zeitlichen Regulierung und Orientierung mittlerweile kaum noch möglich zu sein scheint (ebd.).

„Man fragt nicht, warum und auf welche Weise es zu dieser nun oft auf Tage, auf Stunden oder gar auf Sekunden genauen Differenzierung der als Zeitbestimmer standardisierten Geräte gekommen ist, und zu dem entsprechenden Muster der individuellen Selbstkontrolle, dem entsprechenden Selbstzwang zu wissen, wie spät es ist [oder welches Datum die Tage haben]“ (ebd.).

Das Format des Terminkalenders basiert auf einem bestimmten Verständnis und Ordnungsprinzip von Zeit als alltagstrukturierendes System und gesellschaftliches Orientierungs- und Regulierungsmittel. Bereits von früher Kindheit an, wird Menschen der Umgang mit dem vorherrschenden Zeitsystem beigebracht, in welches sie sich einzufügen und für welches sie eine dementsprechende „Selbstzwangsapparatur“ (Elias 1988: XVIII) zu entwickeln haben. Denn „[w]enn



Abb. 1



Abb. 2



Abb. 3

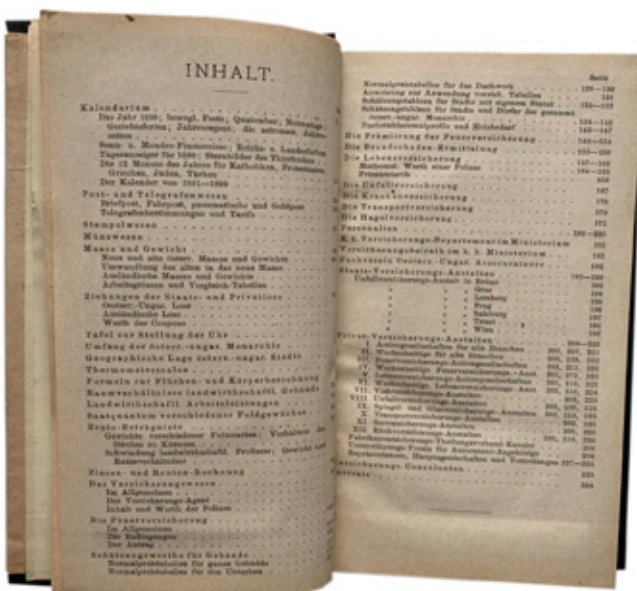


Abb. 4

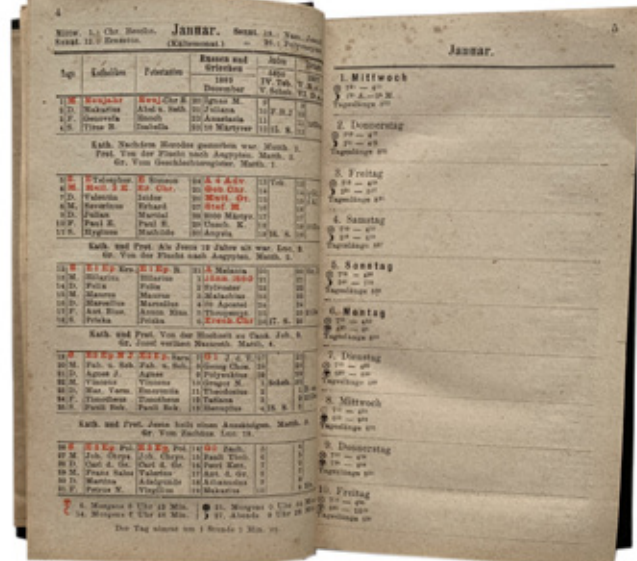


Abb. 5

er oder sie nicht lernt, während der ersten zehn Jahre des Lebens [...] das eigene Verhalten und Empfinden selbst entsprechend der sozialen Institution Zeit zu regulieren, dann wird es für einen solchen Menschen recht schwer, wenn nicht unmöglich sein, in dieser [bestimmten] Gesellschaft die Position eines Erwachsenen zu erfüllen“ (ebd.), so Norbert Elias in seinem Werk Über die Zeit. Die Einteilung von Zeit im eigenen Alltag muss sich somit in die strukturell vorgegebenen Zeitschemen einordnen, welche sich unter anderem im Inhalt und den vordatierten Seiten eines Terminkalenders materialisieren.

Ein Fundstück aus 1890 als Ausgangspunkt

Ohne konkrete Vorstellungen, ohne Plan und unentschlossen, begab ich mich im Sammlungskasten des Instituts auf die Suche nach einem Objekt, das mir als Ausgangspunkt für meine Forschung dienen sollte. Wichtig war mir, nicht auf das ausgewählte Objekt selbst, seine Geschichte und Verbindung zur Institutsammlung festgelegt zu sein, sondern aktuelle vergleichbare Objekte als Referenz nehmen zu können und somit Bezüge in die heutige Zeit, möglicherweise auch zu meinen eigenen Alltagserfahrungen, herstellen zu können. Nach und nach öffnete ich die Schranktüren der unterschiedlichen Fächer und Abschnitte, in die der Schrank eingeteilt ist. Ich ging ein paar Schritte zurück, ließ meinen Blick über den Schrank schweifen, ging wieder vor, entnahm das eine oder andere Objekt, das sich mir auf Augenhöhe darbot, betrachtete es und versuchte mögliche Fragen daran zu stellen. Immer noch nicht fündig, hockte ich mich hin und begann, von links nach rechts, die unteren Abschnitte des Kastens zu durchstöbern, um schließlich mein Glück zu finden. Ich griff zu einem schmalen, in schwarzen Leinenstoff eingebundenem Büchlein mit der in Gold geprägten Aufschrift „Allgemeiner Versicherungs-Kalender“.

Meine Wahl fiel auf einen Versicherungs-Kalender aus dem Jahr 1890. Verfasser, Herausgeber und geistiger Eigentümer des Inhalts ist D.V. Junk als „emer. Eisenbahningenieur, Stadtbaumeister von Wien, ordentl. Mitglied des Versicherungsbeirathes im k.u.k. Ministerium, Bauconsulent in- und ausländischer Versicherungsanstalten, Mitglied des österr. Ingenieur- u. Architektenvereines, Verfasser und Herausgeber des Wiener Baurathgeber“ (Allgemeiner Versicherungs-Kalender 1890: 7), der den Kalender über den Wiener Moritz Perles Verlag herausgebracht hatte. In seine Form gebracht wurde der Kalender von der F. Kritz Buchbinderei in Wien.

Besonders ansprechend und interessant daran fand ich den diversen Inhalt dieses Kalenders. Das Inhaltsverzeichnis offenbart, dass dieser für weit mehr als die bloße Möglichkeit des Notierens von Terminen in vordatierte Seitenabschnitte verwendet werden konnte, da diese lediglich 50 Seiten des ca. 300 Seiten umfassenden Kalenders ausmachen. Das Fehlen von handschriftlichen Einträgen im Kalender zeigt jedoch, dass dieses Exemplar möglicherweise bloß als Handbuch oder überhaupt nicht verwendet wurde. Prinzipiell sollte er Beamten der Österreichisch-Ungarischen Monarchie als Nachschlagewerk dienen, da er neben geographischen Informationen auch Umrechnungs- und Berechnungstabellen für Maße, Gewichte, Währungen, Preise, Flächen, Renten und Versicherungsprämien beinhaltet sowie Informationen zum Versicherungswesen, die Bestimmungen zu den unterschiedlichen Versicherungstypen und eine 30-seitige Liste der Versicherungsanstalten innerhalb der Monarchie. Außerdem wird die Person des „Versicherungs-Agenten“ (vgl. ebd.: 97) beschrieben sowie „Inhalt und Werth der Versicherungs-Polizze“ (ebd.: 99). Im letzten Drittel bieten mehrere leere Seiten sowie Millimeterpapier Platz für Notizen und Zeichnungen. Des Weiteren sind in diesem Abschnitt auch Werbeanzeigen der Buchdruckerei Stein sowie des Perles Verlages zu finden. Neben der Werbeanzeige des D.V. Junk (Ingenieur und Stadtbaumeister) und des F. X. Mannhart (Ingenieur und Maschinen-Schätzmeister) gibt es einen „Bestell-Zettel“ für den Allgemeinen Versicherungs-Kalender des Jahres 1891. Dieser Kalender zeugt somit von unterschiedlichen Ordnungs-, Vermessungs- und Normsystemen gegen Ende des 1900 Jahrhunderts. Er gibt Einblicke in mögliche Alltags- und Arbeitspraktiken von Beamten, aber auch,

insbesondere durch entsprechende Werbeanzeigen für Kosmetikprodukte und Reisen, in Körperpflegepraktiken und -ideale.

Der Inhalt des Versicherungskalenders lässt erkennen, dass seine Funktion nicht nur in der Terminplanung und im Erinnern an vergangene, tagesaktuelle sowie zukünftige Termine seiner Nutzer:innen bestand, sondern auf struktureller Ebene auch in der Vermittlung von und der Erinnerung an vorherrschende gesellschaftliche Ordnungssysteme. Mit dieser Erkenntnis stellte sich mir nun folgende Frage: Welche Formen und Praktiken des Erinnerns lassen sich nun in einem gegenwärtigen Terminkalender finden? Welcher, aus dieser Fülle an angebotenen Terminkalendern, sollte mir als Grundlage für meiner Forschung und Analyse dienen?

130 Jahre später: Ein guter Plan

Terminkalender gibt es nach wie vor, und zwar in ganz unterschiedlichen Formen und Formaten. An einem konkreten Beispiel wollte ich nun der Frage nachgehen, welche Praktiken und Formen von Erinnern sich in diesem wiederfinden und bündeln. Durch Zufall bin ich auf den Kalender Ein guter Plan gestoßen, der seinen Nutzer:innen verspricht, als „ganzheitlicher Terminkalender“ nicht nur das Eintragen und Organisieren von Terminen zu ermöglichen, sondern auch als Hilfestellung für mehr Selbstliebe, Achtsamkeit und weniger Stress im Alltag zu dienen, und damit auch präventiv gegen Burnout oder emotionale Erschöpfung zu wirken (Ein guter Plan 2020: 3). Aufmerksam auf diesen Kalender wurde ich durch eine Kommilitonin, die während eines Seminars ihren guten Plan neben sich liegen hatte und mich darin blättern ließ. Ich war verblüfft darüber, was sich zusätzlich zu den vordatierten Kalenderblättern noch so alles darin finden ließ.

Beim Objekt meiner Wahl handelt es sich um ein in Leinen gebundenes 22,5 cm langes, 14 cm breites, 2 cm hohes und 365 Seiten umfassendes Buch. Der Einband meines Exemplars ist in einem Beige- bzw. hellen Brauntönen gehalten, wobei der Kalender in unterschiedlichen Farben erhältlich ist. Die einzige Beschriftung, die sich am Einband befindet, ist der, im oberen Abschnitt und in goldenen Lettern aufgedruckte Titel „EIN GUTER PLAN“. Der Einband lässt somit nicht unbedingt auf Funktion und Inhalt des Objektes schließen – es könnte sich dabei um alle möglichen Arten von Schriftwerken handeln, die in Hardcover gebunden werden. Personen, die davon noch nie gehört oder gelesen haben, könnten beim Betrachten seiner äußeren Aufmachung lediglich durch seine Positionierung im Geschäft (im Bereich der Kalender- und Schreibwaren beispielweise) den Zweck des guten Plans erraten, oder seinen Zweck erst mittels Online-Recherche oder durch einen Blick in das Innere des Buches herausfinden.

Klappt man den Deckel auf, findet sich eine schwarze mit glänzendem, rosettenähnlichem Muster geprägte Doppelseite, die auch am Ende des Buches eingearbeitet wurde. Blättert man weiter, ist die linke Seite schwarzes, unbedrucktes Papier. Die linke Hälfte der Doppelseite ist weiß und enthält, auf selber Höhe wie auf dem Deckel, den Titel. Knapp darunter findet sich der Zusatz „2020 – Zweitausendzwanzig“ (ebd.: 1). Das kleine R-Symbol verweist darauf, dass es sich hierbei um einen eingetragenen Markennamen handelt, das „-ig“ wurde zum „ich“. Die Umwandlung der Endung zum Pronomen liefert bereits einen Hinweis darauf, welcher perspektivische Fokus mit dem Inhalt des Buches gesetzt werden soll. Im unteren Abschnitt ist ein, durch eine grüne Linie geformtes Quadrat gedruckt, in welchem, ebenfalls in grünen Lettern, „Wenn gefunden, bitte Kontakt

aufnehmen“ (ebd.) geschrieben steht. Darunter, in kleinerer, schwarzer Schrift der Hinweis noch einmal in englischer Sprache „If found, please contact“ (ebd.). Innerhalb des Kästchens ist Platz, jene Kontaktdaten einzutragen, die, im Falle des Verlustes, die Rückgabe des Kalenders an deren Besitzer:in ermöglichen. Dies verweist sowohl auf den hohen Grad der Personalisierung als auch auf die persönliche Wertzuschreibung, die Terminkalendern zukommen kann.

Auf der nachfolgenden Doppelseite befindet sich linkerhand am oberen Seitenabschnitt ein weiterer Hinweis auf die Ausrichtung des Kalenders: „Wir haben alle ein bisschen ‚Ich will die Welt retten‘ in uns. Aber es ist o.k., wenn du erst mal nur einen Menschen rettetest. Und es ist o.k., wenn dieser Mensch du selbst bist.“ (ebd.: 2). Darunter ist das Impressum abgedruckt, in welchem die Gestalter:innen des Kalenders namentlich genannt werden sowie zahlreiche Logos abgebildet sind, die ein gewisses soziales und ökologisches Engagement und die Wertigkeit des guten Plans hervorheben sollen. Die Siegel Myclimate, Veganes Buch und 100% Altpapier (ebd.) verweisen darauf, dass der gute Plan klimaneutral, auf recyceltem Papier gedruckt und zu seiner Herstellung ausschließlich Materialien ohne tierische Inhaltsstoffe verwendet wurden. Ein guter Plan war im Jahr 2017 der Sieger des reddot award (ebd.) für Communication Design, welcher als Label die besondere Qualität eines Produktes bestätigen soll.

Auf der gegenüberliegenden Seite beginnt der Planer mit einer Einleitung, die von den beiden Herausgeber:innen und selbstständigen Unternehmer:innen, Milena Glimbovski und Jan Lenarz, verfasst wurde. Darin beschreiben sie die Funktionen und Ziele des Kalenders. Auf den nächsten beiden Seiten folgen „praktische Hinweise“ (ebd.: 4), um den Gebrauch des Kalenders zu erleichtern, Verweise auf die ergänzende App sowie weitere Produkte des Unternehmens wie Ein guter Tag (ebd.: 5) und Ein gutes Projekt (ebd.), die gemeinsam mit dem guten Plan den „Dreizack für ein gutes Leben“ (ebd.) bilden sollen.

Die weiteren 360 Seiten sind in drei Teile unterteilt, beginnend mit dem „Lebensplaner“ (ebd.: 6), der als erster Teil 55 Seiten umfasst und Reflexionsaufgaben zu den Gewohnheiten, Eigenschaften, Bedürfnissen, Wünschen, Problemen, Aufgaben, Alltagspraktiken, Selbstbildern und Selbsteinschätzungen seiner Nutzer:innen stellt. „Viele Techniken sind experimentell entstanden und basieren auf unseren Erfahrungen nach unseren Burnouts. Andere Techniken sind wiederum gut erforscht und etabliert, wieder andere sind in Zusammenarbeit mit unseren Nutzer:innen entstanden“ (ebd.: 6), so die Herausgeber:innen über die Konzeption der Aufgaben und Inhalte des Kalenders. Am Ende dieses Abschnittes ist zudem eine Übersicht der Schulferien in Deutschland und Österreich sowie doppelseitige Jahreskalender für 2020 und 2021 inkludiert.

Den zweiten Teil bildet der „ganzheitliche Terminkalender“ (ebd.: 3), der zu Monatsbeginn die Möglichkeit bietet Fokussierungen und Ziele, wichtigen Meilensteinen sowie Vorfreuden auf den Folgemonat einzutragen. Darauf folgen Doppelseiten – links eine Seite mit vordatierten, senkrecht aufgereihten Abschnitten, die jeweils den Wochentag, das Datum sowie die ausfüllbare „Achtsamkeitsampel“ beinhalten (manche von ihnen mit einem grünen Punkt zur Darstellung des Vollmondes versehen). Am unteren Rand der linken Seite findet sich der Monat inklusive Zahl der Kalenderwoche, ein Spruch oder ein Zitat als Gedankenanstoß, die Dauer des Tages sowie sieben runde Kästchen, die als „Habit-Tracker“ der zu Monatsbeginn festgelegten Gewohnheit (vgl. ebd.: 61) dienen soll. Rechterhand sollen Aufgaben, eingeteilt in Pflicht und Kür, sowie Notizen und erneut der Fokus der Woche eingetragen werden. Zusätzlich befindet



Abb. 6

sich im rechten unteren Eck ein etwas längerer Text, der als weiterer Denkanstoß in Richtung Selbstachtsamkeit dienen soll. Zum Monatsende soll der Monat noch einmal in Bezug auf Erlebnisse und Gewohnheiten reflektiert werden.

Im dritten und letzten Teil des Kalenders ist Platz für Listen zu Jahreshighlights, zu Geschenkideen, zu Anschaffungen samt Bewertungsskala über deren Notwendigkeit, zu Reisezielen, verliehenen Gegenständen und Wunschlisten. Darüber hinaus ein Stundenplan sowie linierte Seiten für weitere Notizen. Auf der letzten bedruckten Seite des Kalenders finden sich erneut Hinweise zu anderen Versionen von Ein guter Plan sowie die Danksagungen der beiden Herausgeber:innen.



Abb. 7

Den guten Plan nutzen

Nach genauerer Betrachtung seines vielfältigen Inhaltes, wollte ich nun Folgendes wissen: Wie wird der gute Plan nun tatsächlich genutzt und welche Formen und Praktiken des Erinnerns finden sich darin wieder? Um dieser Frage nachzugehen, habe ich einen Interviewleitfaden konzipiert und mit ebenjener Studienkollegin, die mich auf den guten Plan aufmerksam gemacht hat, ein 30-minütiges Gespräch geführt. Die Nutzungsweisen, die sie im Gespräch gezeigt und erklärt hat, können als ein Beispiel dafür gelten, welche Möglichkeiten der Kalender vorgibt und damit auch nahe legt. Mia, meine Gesprächspartnerin (der Name wurde von mir anonymisiert), ist 30 Jahre alt, studiert ebenfalls Europäische Ethnologie in Wien und arbeitet nebenbei. Ihr Exemplar, Ein guter Plan Edu, hat sie im Sommer 2019 im Zuge eines Familienbesuchs in Deutschland gekauft. Ein guter Plan und Ein guter Plan Edu unterscheiden sich geringfügig im Design und im Inhalt: Letzterer bezieht sich auf das Schul-/Studienjahr 2019/2020 und Ersterer auf das Jahr 2020 – die Aufgaben und Übungstechniken sind in beiden dieselben.

Einer der Hauptgründe für Mia, den guten Plan zu kaufen, war seine „ästhetisch ansprechende“ (Mia, 14.01.2020) Gestaltung, das minimalistisch gehaltene und in Leinen gebundene Äußere sowie sein fester Einband. Davon erfahren hatte sie durch Freundinnen und über den Algorithmus der App Instagram, der die Werbeanzeige von Ein guter Plan mehrmals auf ihrem Display aufscheinen ließ und sie so dazu aufforderte und erinnerte, sich diesen zuzulegen.

Aus dem Gespräch mit Mia ging hervor, dass sich in ihrer Nutzung mehrere Formen von Erinnerungspraktiken und zeitlichen Dimensionen bündeln. Zum einen trägt sie in der Gegenwart Notizen ein, die sie an zukünftige Ereignisse erinnern sollen. Sie schreibt

„wirklich alle Verabredungen, alle Termine, Arbeitsschichten, Uni, Aufgaben, die ich von der Uni bekomme, die ich erledigen muss, aber auch [...], wenn ich Arzttermine ausmachen muss oder sowas“ auf. Diese Vermerke teilt sie den Abschnitten „Pflicht“ oder „Kür“ zu, je nachdem ob sie diese für sich negativ oder positiv bzw. als „schöne Sachen“ bewertet. Den Kalender habe sie fast immer dabei, auch an Tagen, an denen sie frei habe. „[D]as ist auch eine Gewohnheit von mir, jetzt nicht speziell für ‚Ein guter Plan‘, sondern einfach mein Umgang mit Kalendern, weil ich mir immer denke, wenn ich verabredet bin und [...] ich eine neue Verabredung ausmache, dann ist es gut, wenn ich den Kalender dabei hab“.

Zum anderen blickt sie täglich in den Kalender, um sich ihre, in der Vergangenheit getätigte Planung ins Gedächtnis zu rufen. Beim Kauf des Kalenders war es ihr wichtig, dass Tage einer Kalenderwoche auf einer Doppelseite abgedruckt sind, um ihre Wochenplanung auf einem Blick überschauen zu können. Dazu verwendet sie auch eines der beiden, im Buchrücken eingearbeiteten Lesezeichen, das sie in die jeweils aktuelle Kalenderwoche einlegt. Die beiden Lesezeichen sind Attribute, die sie am Kalender besonders ansprechend findet, da diese ihr ermöglichen, „sich mehrere Seiten, die einem gerade wichtig sind oder an denen man arbeitet oder wo man sich an was erinnern will“ zu markieren. Nicht nur sein Design, seine Konzeption und die vorgedruckten und handschriftlich vermerkten Texte erleichtern das Erinnern, sondern auch ergänzte Materialien wie Lesezeichen. Das zweite Lesezeichen, das sie an dieser Stelle des Gespräches als „Erinnerungsfaden“ beschreibt, hat Mia zwischen jene Doppelseite eingelegt, an der sie aufgehört hat die Aufgaben des Lebensplanes zu bearbeiten – „da habe ich den einen Erinnerungsfaden drinnen, falls ich irgendwann mal wieder Leerlauf hab und Lust hab, daran weiterzuarbeiten“.

Die im Kalender vorgesehene Monatsreflektion nutzt sie vor allem, um Wünsche und Vorhaben, die sich aus den Erlebnissen des vergangenen Monats ergeben haben, zu vermerken – nach einem arbeitsintensiven Monat beispielsweise habe sie eingetragen, weniger Arbeits- bzw. Überstunden zu übernehmen und sich mehr auf die Uni fokussieren zu wollen. Negatives bzw. Vorhaben, die sie nicht geschafft hat, trägt sie hier nicht ein, da sie sich vor allem auf Positives fokussieren möchte. Durch das Aufschreiben und handschriftliche Festhalten von Wünschen, Bedürfnissen und positiven Vorhaben, vergegenwärtige sie sich ihre Handlungen und würde sich dessen bewusster.

An unterschiedlichen Stellen des Gespräches verglich Mia ihren Terminkalender mit einem Tagebuch:

„Ich glaub, wie gesagt, es hat so ein bisschen was von Tagebuchschreiben und ich kann mich dann anhand von sowas, wenn ich eingetragen habe, da war ich mit der und der Person da und da, dann kann ich mich daran wieder erinnern, was ich da gemacht hab. Und irgendwie finde ich das so ganz schön. Einfach, ja...so ein bisschen wie Tagebuch schreiben und da drinnen noch mal blättern und zurückerinnern, was habe ich Schönes erlebt“.

Auf die Nachfrage, wann sie zurückblättere, um sich an Erlebtes zu erinnern, erwiderte sie:

„[t]atsächlich dann in so Pausensituationen an der Uni manchmal, oder wenn ich irgendwo alleine einen Kaffee trinken gehe und meinen Kalender dabei hab. Manchmal auch so ein bisschen als Prokrastination, wenn ich eigentlich was für die Uni machen sollte und den Kalender rausgeholt hab, um zu gucken: ‚Was war nochmal meine Aufgabe?‘, dann fange ich auch gerne an zu blättern. Weil das schöner ist, als die echte Arbeit anzufangen“.

Der „Tagebuchcharakter“ (ebd.), den Terminkalender für sie haben, sei auch der Grund, weshalb sie diese auch nach ihrem Gebrauch noch aufbewahre (ebd.).

Im Gespräch mit Mia wird deutlich, wie der gute Plan sowohl als Terminkalender als auch als Tagebuch genutzt werden kann und dabei eine selbstreflexive Wirkung entfaltet. Als Technologien des Selbst bewegt er seine Nutzer:innen dazu, den Alltag zu strukturieren – oder zumindest phasenweise darüber nachzudenken, das eigene Selbst zu reflektieren sowie Erinnerungswertes festzuhalten. Mit den integrierten, täglich durchzuführenden Übungen verbindet der gute Plan die zeitstrukturierende Funktion des Terminkalenders mit jener die Tagebüchern zukommt, nämlich der Selbstreflexion sowie der Arbeit am eigenen Selbst.

Die Erinnerung zur Bearbeitung des Selbst

Frei nach dem Motto „jede:r ist ihres/seines eigenen Glückes Schmied:in“ fügen sich der gute Plan und seine Aufgaben zur Bearbeitung des eigenen Selbst als „Reise zu mehr Achtsamkeit, Glück und Wohlbefinden“ (Ein guter Plan 2020: 3) in Subjektivierungs- und Selbstoptimierungslogiken, wie sie vom Soziologen Ulrich Bröckling (2013) in seinem Werk Das unternehmerische Selbst dargelegt werden. Das Subjekt wird bei Bröckling als prozessual beschreiben, als etwas, das sich permanent erfindet bzw. erfinden soll, und zwar „ausgehend von und in Auseinandersetzungen mit den an es herangetragenen Selbstdeutungs- und Selbstmodellierungsvorhaben“ (Bröckling 2013: 35). Hier spielen von außen herangetragene Idealvorstellungen vom Selbst durch implizit oder explizit vorgegebene bzw. empfohlene Normen innerhalb medialer, politischer und gesellschaftlicher Diskurse eine wesentliche Rolle, die es auf das Selbst zu übertragen gilt. Diese können gemäß dem Philosophen Michel Foucault als „Technologien der Macht“ betrachtet werden, „die das Verhalten von Individuen prägen und sie bestimmten Zwecken oder einer Herrschaft unterwerfen, die das Subjekt zum Objekt machen“ (Foucault 2005: 968), dies jedoch „nicht ausschließlich und notwendig über explizite oder implizite Verbote von Handlungsoptionen, sondern auch und gerade durch Macht, Subjekte zu einem bestimmten Handeln zu bewegen“ (Lemke, Krasman, Bröckling 2000: 29f).

Im Sinne heutiger neoliberalisierender Herrschaftstechniken wird von global agierenden und dominierenden wirtschaftlichen sowie politischen Systemen versucht, den Individuen ein Gefühl von Freiheit zu vermitteln, aus freien Stücken zu handeln bzw. handeln zu können. Der Philosoph und Kulturwissenschaftler Byung-Chul Han beschreibt dieses Surrogat der Freiheit und die Entgrenzungen zwischen Technologien der Macht und Technologien des Selbst folgendermaßen:

„Wir glauben heute, dass wir kein unterworfenen Subjekt, sondern ein freies, sich immer neu entwerfendes, neu erfindendes Projekt sind. Dieser Übergang vom Subjekt zum Projekt wird vom Gefühl der Freiheit begleitet. Nur erweist sich dieses Projekt selbst als eine Zwangsfigur, sogar als eine effizientere Form der Subjektivierung und Unterwerfung. Das Ich [das Selbst] als Projekt, das sich von äußeren Zwängen und Fremdzwängen befreit zu haben glaubt, unterwirft sich nun inneren Zwängen und Selbstzwängen in Form von Leistungs- und Optimierungszwang“ (Han 2014: 9).

Im Prozess der Selbstoptimierung werden in Hinblick auf Technologien der Macht, Technologien des Selbst entwickelt, die es laut Foucault

„dem Einzelnen ermöglichen, aus eigener Kraft oder mit Hilfe einer Reihe von Operationen an seinem Körper oder seiner Seele, seinem Denken, seinem Verhalten und seiner Existenzweise vorzunehmen, mit dem Ziel, sich so zu verändern, dass er einen gewissen Zustand des Glücks, der Reinheit, der Weisheit, der Vollkommenheit oder der Unsterblichkeit erlangt“ (Foucault 2005: 968).

Hilfestellungen zur Entwicklung dieser Technologien des Selbst und Anleitungen zu Operationen am eigenen Selbst im Sinne der Selbstoptimierung im Umgang mit Zeit, liefert auch der gute Plan. Die unterschiedlichen Techniken, Anleitungen und in den Kalender integrierten Aufgaben, die den Rahmen für die Arbeit am eigenen Selbst und die „Schulung deiner Achtsamkeit, der Förderung von Selbstliebe und der Vermeidung von Stress“ (Ein guter Plan 2020: 6) vorgeben, können als solch ambivalente Machtinstrumente verstanden werden. Der Fokus liegt dabei auf dem eigenen Selbst als „dem Inneren“ (ebd.) der Nutzer:innen, deren „allgemeine mentale Gesundheit“ (ebd.: 3) adressiert wird. Die Herausgeber:innen „plädieren für eine mentale Hygiene im Alltag“ (ebd.: 6), die durch die im guten Plan vorgeschlagenen und beschriebenen Techniken erreicht werden



Abb. 8

soll. „Einige der Techniken werden dich vielleicht wütend machen oder nerven. Alles, was sich schlecht anfühlt, kannst du getrost ignorieren“ (ebd.: 3), so die Herausgeber:innen in der Einleitung.

Obwohl die Herausgeber:innen des guten Plans angeben, dass es jeder:jedem Nutzer:in freigestellt sei, wie sie:er den Kalender nutzt, erinnert dieser allein schon aufgrund des klaren Fokus auf die Optimierung des eigenen Umgangs mit Zeit, der auffordernden und im Imperativ geschriebenen Texte, der darin inkludierten Anleitungen sowie Systeme zur Analyse der eigenen Bedürfnisse, Ziele, Aufgaben und Selbstreflexionen zur stetigen und täglichen Arbeit am und Auseinandersetzung mit dem eigenen Selbst. „Je öfter du die Aufgaben hier im Lebensplaner [1. Teil des Kalenders] durchgehst, desto leichter wird es dir fallen, deine innere Gefühlswelt schnell zu entschlüsseln. Übe dich mehrmals pro Woche darin, indem du die schon beantworteten Fragen noch mal schnell im Kopf durchgehst“ (ebd.: 6), erklären die Herausgeber:innen. Das stetige Üben und Wiederholen soll dazu führen, diese Techniken der Arbeit am Selbst zur Alltagsroutine werden zu lassen. Selbst wenn ausschließlich von den vordatierten Seiten Gebrauch gemacht wird (2. Teil des Kalenders), so wird auch hier durch die dort integrierten Übungen wie die „Achtsamkeitsampel“ (ebd.: 61), die leere Fläche für „Pflicht-„ und „Kür-Aufgaben“ (ebd.: 79) sowie dem „Fokus der Woche“ (ebd.) daran erinnert, sich einer Selbstreflexion zu unterziehen. Am Ende eines jeden Monats, soll jener noch einmal mittels Monatsreflexion, Achtsamkeitsampel, Schnellreflexion sowie Habit-Tracker in Erinnerung gerufen und rekapituliert werden. Auf der darauffolgenden Seite sind die Aufgaben und Ziele für den nächsten Monat festzulegen. Zudem empfehlen die Herausgeber:innen des guten Plans, die bereits beantworteten Fragen immer wieder in Erinnerung zu rufen und erneut durchzugehen. Sollten noch Fragen unbeantwortet geblieben sein, raten sie dazu, deren

Beantwortung nachzuholen bzw. darüber nachzudenken, warum man diese nicht beantworten möchte (vgl. ebd.: 6), und dies, obwohl darauf verwiesen wurde, jene Aufgaben, Fragen und Techniken, die sich nicht gut anfühlen, „getrost ignorieren“ (ebd.: 3) zu können. So entsteht mit Hilfe des guten Plans als Mittel des Self-tracking, der Selbstoptimierung und Selbstreflexion eine permanente Kontroll- und Feedbackschleife im Dialog mit dem eigenen Selbst.

Kalender als Technologien zeitlicher (Selbst-)Dimensionierung

Erinnern und Erinnerung finden sich im Terminkalender, im Versicherungskalender wie auch im guten Plan auf unterschiedliche Weise wieder. Sowohl die vordatierten Kalenderblätter, die bestimmten, historisch entwickelten Standardisierungen folgen und Datum, Wochentag, Mondphasen und Dauer der Tage enthalten, als auch Ergänzungen in Form von Tabellen, Texten, Arbeitsaufgaben, Informationen zu bestimmten Themen bieten Aufschluss über und erinnern an gesellschaftliche Denk- und Ordnungssysteme wie Zeit, Religion, Politik, gesellschaftspolitische Ereignisse. Diese Systeme werden zumeist von Kindesalter an erlernt, anerzogen, inkorporiert und bleiben daher zumeist unhinterfragte Bestandteile unseres Alltags. Genauso der Gebrauch und Umgang mit Objekten wie dem Terminkalender, die jene Systeme materialisieren und zu deren Erhalt beitragen. Das gewählte Design, Form und Gebrauch des Terminkalenders hängen von den Ansprüchen seiner Nutzer:innen ab. Analoge Kalender sind zudem zeitlich begrenzt und fordern so ihre Nutzer:innen nach Ablauf dieser bestimmten Zeitspanne auf, erneut in ihre Gedächtnisstütze zu investieren.

Erinnern und Spuren der Erinnerung, wie sie in unterschiedlichen Formen in Terminkalendern zu finden sind, bündeln und kombinieren mehrere zeitliche Dimensionen miteinander. So erinnert ein Vermerk, je nach Zeitpunkt seiner Betrachtung, sowohl an zukünftig zu Erlebendes oder an in der Vergangenheit Erlebtes. Die Vermerke der jeweiligen Nutzer:innen sowie die Gestaltung und die vorgedruckten Inhalte lassen sich außerdem als Spuren der Erinnerung lesen, und erinnern, je nachdem, wann im Terminkalender geblättert wird, sowohl an gegenwärtige als auch an vergangene gesellschaftspolitische (Ordnungs-)Systeme sowie Alltags- und Lebenswelten. Notizen veranschaulichen, wofür die jeweiligen Kalender verwendet wurden oder nicht, zeigen, was erinnerungswürdig genug war, um aufgeschrieben und festgehalten zu werden.

Terminkalender sind dazu konzipiert, den eigenen Alltag innerhalb des vorherrschenden Zeitsystems zu ordnen und zu planen. Sie dienen der Arbeit am eigenen Selbst, der Selbstführung, -organisation und -reflexion, vor allem, wenn ihnen zugleich eine tagebuchartige Funktion zukommt. Verstärkt wird dieser Effekt, wenn der Kalender als Lebensplaner und ganzheitlicher Terminkalender durch integrierte Aufgaben an die stetigen Auseinandersetzung mit dem Selbst und der Optimierung im Umgang mit Zeit, eigenen Bedürfnissen, Alltags- und Arbeitsroutinen erinnert und dazu auffordert. Terminkalender gehören damit zu den Technologien des Selbst. Sie vermitteln zwar den Eindruck, dass die Art und Weise ihrer Nutzung frei und individuell festgelegt werden kann, doch sind in ihnen strenge zeitliche Ordnungssysteme, -normen und -ideale vorgegeben und eingeschrieben, an die die Nutzer:innen durch den wiederholten Gebrauch erinnert und welche durch die stetige Einübung internalisiert werden sollen. Das Selbst wird dabei zum plan- und optimierbaren Unternehmen, das durch konstante Arbeit effizienter gemacht und an diese Normen und Ideale angepasst werden soll. Dabei geht es darum, Zeit- und Energieressourcen optimal zu nutzen, um sich in bestimmte Idealvorstellungen einer erfolgreichen Lebensführung einzufügen. Technologien des Selbst folgen Subjektivierungslogiken, bei welchen strukturelle sowie gesellschafts- sozial- und wirtschaftspolitische Einflüsse auf die Einzelnen unsichtbar gemacht und die Verantwortung für eine erfolgreiche oder gescheiterte Lebensführung alleine auf die Einzelnen übertragen wird. Sie vermitteln, dass jede:r Einzelne ihren:seinen Erfolg oder ihr:sein Scheitern selbst in der Hand und zu verantworten hat. Oder anders gesagt, wer hart genug an sich selbst arbeitet, um ihre:seine Ressourcen optimal zu nutzen, hat höhere Chancen erfolgreich zu sein, wer dabei scheitert, ist selbst schuld.

Der Gebrauch und das Führen eines Terminkalenders (er)fordern Zeit – Zeit, einen auszusuchen, der den eigenen Anforderungen entspricht. Zeit, diesen aufzuschlagen, darin zu blättern, zu notieren, zu organisieren und diesen wieder zu verstauen. Die Nutzung eines Terminkalenders erfordert erlerntes Wissen über jene Zeitsysteme, die die Logiken seines Aufbaus und seiner Struktur bestimmen. Genau diese Verbindung von Zeit und Wissen ist es, die das Verständnis für den Terminkalender und seinen Gebrauch als mehrdimensionales Erinnerungsobjekt im wahrsten Sinne des Wortes zur Selbstverständlichkeit werden lässt.



Literatur & Quellen



LITERATURLISTE GESAMT

Bagus, Anita (2019): Internationalisierungsprozesse der Volkskunde/ Europäischen Ethnologie nach 1945. Bedeutungen, Chancen, Grenzen. In: Sabine Eggmann, Birgit Johler, Konrad Kuhn, Magdalena Puchberger (Hrsg.): Orientieren & Positionieren, Anknüpfen & Weitermachen: Wissensgeschichte der Volkskunde/Kulturwissenschaft in Europa nach 1945. (=culture [kylty:r] Schweizer Beiträge zur Kulturwissenschaft, Band 9), S. 63-86.

Berwing, Margit; Köstlin, Konrad (Hg.) (1984): Reise-Fieber. Begleitheft zur Ausstellung des Lehrstuhls für Volkskunde der Universität Regensburg (= Regensburger Schriften zur Volkskunde 2). Regensburg.

Bockhorn, Olaf (1992): Volkskunde an österreichischen Universitäten. In: Klaus Beitzl (Hg.): Volkskunde in Österreich. (=Veröffentlichungen des Österreichischen Museums für Volkskunde Band XXVI) Wien, S. 9-20.

Bockhorn, Olaf, Mihály Sárkány (2000): Vorwort. In: Klára Kuti, Béla Rásky (Hg.) (2000): Konvergenzen und Divergenzen. Gegenwärtige volkskundliche Ansätze in Österreich und Ungarn. Budapest, S. 8-10.

Brockhaus Enzyklopädie in vierundzwanzig Bänden (1990). Band 11. 19. völlig neu bearbeitete Auflage. Mannheim.

Bröckling, Ulrich (2013): Das unternehmerische Selbst. Soziologie einer Subjektivierungsform. 5. Auflage. Frankfurt am Main.

Carr, E. Summerson (2010): Enactments of Expertise. In: Annual Review of Anthropology 39, S. 17-32.

Correa, Marina (2019): In der tropischen Diaspora. In: Die Presse, Spectrum, 09.11.2019, S. V (5).

Eberhart, Helmut, Karl Berger, Regina Wilding (2013): Vorwort. In: Helmut Eberhart, Karl Berger, Regina Wilding (Hg.): Volkskunde aus der Mitte. Festschrift für Olaf Bockhorn zum siebzigsten Geburtstag. (=Sonderschriften des Vereins für Volkskunde in Wien, Bd. 6) Verein für Volkskunde. Wien, S. 7-8.

Elias, Norbert (1988): Über die Zeit. Arbeiten zur Wissenssoziologie II. Frankfurt am Main.

Feigl, Claudia (2012): Die gegenständliche Universität. Die Universität Wien und ihre Sammlungen. In: Dies. (Hg.): Schaukästen der Wissenschaft. Die Sammlungen an der Universität Wien. Böhlau Verlag Wien u.a., S. 15-19.

Fenske, Michaela (2006): Mikro, Makro, Agency. Historische Ethnografie als kulturanthropologische Praxis. In: Zeitschrift für Volkskunde Jg. 102. Münster u.a., S. 151-177.

Foucault, Michel (2005): Technologien des Selbst. In: Defert, Daniel; Ewald, François (Hg.): Schriften in vier Bänden. Dits et Ecrits (= Band IV). Frankfurt am Main.

Frehe, Fraya (2013): Zeiten im Körper. Das Potenzial der Lefebvreschen Methode für die (lateinamerikanische) Stadtforschung. In: Anne Hufschmid/ Kathrin Wildner (Hg.): Stadtforschung aus Lateinamerika. Neue urbane Szenarien: Öffentlichkeit – Territorialität – Imaginarios. Transcript Verlag. Bielefeld, S. 143-169.

Fröhlich, Gerrit (2018): Medienbasierte Selbsttechnologien 1800, 1900, 2000 Vom narrativen Tagebuch zur digitalen Selbstvermessung (= Kulturen der Gesellschaften, Band 31). Bielefeld.

Gaál, Károly (1971): Zur Ethnographia Pannonica. In: Ethnographia Pannonica. Sozialhistorische und ethnologische Studien zum pannonischen Raum (=Burgenländische Forschungen, Heft 61). Eisenstadt, S. 5-11.

Gaál, Károly (1976): Vorwort. In: Károly Gaál, Olaf Bockhorn (Leitung): Tadtén. Eine dorfmonographische Forschung der Ethnographia Pannonica Austriaca 1972/73. (=Wissenschaftliche Arbeiten aus dem Burgenland Heft 56, Kulturwissenschaften Heft 21). Eisenstadt, S. 5-7.

Gaál, Károly (1979): Stand und Aufgaben der Gemeindestudien in Österreich. In: Günter Wiegmann (Hg.): Gemeinde im Wandel. Volkskundliche Gemeindestudien in Europa. Beiträge des 21. Deutschen Volkskundekongresses in Braunschweig (5. – 9. Sept. 1977) (=Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland herausgegeben von der Volkskundlichen Kommission für Westfalen, Landschaftsverband Westfalen-Lippe Heft 13). E. Copenrath Verlag. Münster 1979, S. 57-66.

Gaál, Károly (1985): Kire marad a kisködmön?/Wer erbt das Jankerl? Über die Kommunikationskultur der Gutshofknechte im Burgenland. Direktion der Museen des Komitats Vas, Szombathely.

Gaál, Károly (2004): Az én intézetemre emlékezem. In: Néprajzi Hírek XXXIII, 3-4 sz., S. 113-114.

Geertz, Clifford (1987): Dichte Beschreibung. Bemerkungen zu einer deutenden Theorie von Kultur. In: Ders. (Hg.): Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme. Frankfurt, S. 7-43.

Göttsch, Silke (2007): Archivalische Quellen und die Möglichkeiten ihrer Auswertung. In: Silke Göttsch, Albrecht Lehmann (Hrsg.): Methoden der Volkskunde. Positionen, Quellen, Arbeitsweisen der Europäischen Ethnologie. Berlin, S. 15-29.

Göttsch, Silke (2016): Vom Ende der geordneten Welt – Kulturkritik und Krisenerfahrung um 1900. In: Andreas Bihrer, Anja Franke-Schwenk, Tine Stein (Hg.): Endlichkeit. Zur Vergänglichkeit und Begrenztheit von Mensch, Natur und Gesellschaft. Transcript Verlag. Bielefeld, S. 291-310.

Grieshofer, Franz (2013): Volkskunde aus der Mitte. Zum siebzigsten Geburtstag von Univ. Prof. Dr. Olaf Bockhorn. In: In: Helmut Eberhart, Karl Berger, Regina Wilding (Hg.): Volkskunde aus der Mitte. Festschrift für Olaf Bockhorn zum siebzigsten Geburtstag. (=Sonderschriften des Vereins für Volkskunde in Wien, Bd. 6) Verein für Volkskunde. Wien, S. 13-24.

Han, Byung-Chul (2014): Psychopolitik. Neoliberalismus und die neuen Machttechniken. 5. Auflage. Frankfurt am Main.

Heesen, Anke te, Anette Michels (2007): auf/zu. Der Schrank in den Wissenschaften. Akademie Verlag.

Heesen, Anke te, Anette Michels (2007): Der Schrank als wissenschaftlicher Apparat. In: Dies. (Hg.): auf/zu. Der Schrank in den Wissenschaften. Akademie Verlag: Berlin, S. 8-15.

Heilfurth, Gerhard (1961): Volkskunde jenseits der Ideologien. Zum Problemstand des Faches im Blickfeld empirischer Forschung (= Schriften der Universität Marburg, Band 9). Marburg.

Hull, Matthew S. (2012): Documents and Bureaucracy. In: Annual Review of Anthropology, Vol. 41. S. 251-267.

Iyengar, Sheena (2010): The Art of Choosing. New York.

Kaiser, Markus (2012): Die Geschichte der Wiener Verkehrsbetriebe von 1903 – 1938. Diplomarbeit, Universität Wien.

Kemmer, Laura, Annika Kühn, Birke Otto, Vanessa Weber (2021): Standby: Organizing Modes of Inactivity. In: ephemera: theory & politics in organization, 1, S. 1-20.

Köstlin, Konrad (1992): Kalender als Zeit-Zeichen. In: Volkskalender im 19. und 20. Jahrhundert. Zeitweiser, Lesestoff und Notizheft (= Schriftenreihe Kreis-museum Walderbach, Band 7). Cham, S. 7-9.

Köstlin, Konrad (2002): „Wenden“ und Skalen. Zäsuren als Ordnung unserer Erinnerung. In: Köstlin, Niedermüller, Nikitsch (Hg.): Die Wende als Wende? Orientierungen Europäischer Ethnologien nach 1989. Wien, Verlag des Instituts für Europäische Ethnologie, S. 9-26.

Köstlin, Konrad (2008): Károly Gaál 1922-2007. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde, Neue Serie Bd. LXII (Gesamtserie Bd. 111) Heft 4, Wien, S. 453-458.

Krämer, Sybille (2016): Was also ist eine Spur? Und worin besteht ihre epistemologische Rolle? Eine Bestandsaufnahme. In: Dies., Werner Kogge, Gernot Grube: Spur. Spurenlesen als Orientierungstechnik und Wissenskunst. 2. Auflage. Frankfurt am Main, S. 11-33.

Lemke, Thomas, Krasmann, Susanne, Bröckling, Ulrich (2000): Gouvernementalität, Neoliberalismus und Selbsttechnologien. Eine Einleitung. In: Ders. (Hg.): Gouvernementalität der Gegenwart. Studien zur Ökonomisierung des Sozialen. Frankfurt am Main.

Lindner, Rolf (2011) Spür-Sinn. Oder: Die Rückgewinnung der „Andacht zum Unbedeutenden“. In: Zeitschrift für Volkskunde 107, S. 155-169.

Lukács, László (1988) (Hg.): Märkte und Warenaustausch im pannonischen Raum. (=Az István király Múzeum közleményei, A sorozat 28. Sz). Székesfehérvár.

Magyar Néprajzi Lexikon, Főszerkesztő Ortutay Gyula (1979), Második kötet F – Ka, Akadémiai kiadó, Budapest, S. 250.

Maurer, Michael (2008): Kulturgeschichte. Eine Einführung. Köln, Weimar, Wien 2008.

Nikitsch, Herbert (2013): Allerheiligenstriezel & Co. Zu einigen Sachzeugnissen aus der Geschichte des Instituts für Europäische Ethnologie. In: Szemethy, Hubert et al (Hg.): Gelehrte Objekte? – Wege zum Wissen. Österreichisches Museum für Volkskunde. Wien, S. 102-118.

Nikitsch, Herbert (2014): Zur Geschichte des Instituts. In: Herbert Nikitsch, Brigitta Schmidt-Lauber (Hg.): Hanuschgasse 3. 50 Jahre Institut für Europäische Ethnologie (=Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Ethnologie Band 38). Verlag des Instituts für Europäische Ethnologie. Wien, S. 19-40.

Paládi-Kovács, Attila (2018): Emlék beszéd Viski Károly (1883-1945). In: Magyar népkutatás a 20. században. L' Harmattan. real.mtak.hu/90835/1/Magyar%20népkutatás_beliv_press.pdf. S. 70-74.

Postrel, Virginia (2010): Indecision-Making. In: New York Times. April 18, S.16. Letzter Online Zugriff 16.2.2020 <https://www.nytimes.com/2010/04/18/books/review/Postrel-t.html>

Sárkány, Mihály (2000): Vorwort. In: Klára Kuti, Béla Rásky (Hg.): Konvergenzen und Divergenzen. Gegenwärtige volkskundliche Ansätze in Österreich und Ungarn. Budapest, S. 8-10.

Schrire, Dani (2013): Ethnographic questionnaires: After method, after questions. In: Approaching Methodology. Annales Academiae Scientiarum Genicae. Helsinki, S. 201-212.

Schmidt-Lauber, Brigitta (2014): Lehre der Europäischen Ethnologie an der Universität Wien. In: Herbert Nikitsch und Brigitta Schmidt-Lauber (Hg.): Hanuschgasse 3. 50 Jahre Institut für Europäische Ethnologie. (=Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Ethnologie Band 38). Verlag des Instituts für Europäische Ethnologie Wien, S. 41-51.

Schwibbe, Gudrun (2005): Verplante Zeit. Von Kalendern und Uhren, Arbeitszeit und Freizeit. In: Dies.; Spieker, Ira (Hg.): Bei Hempels auf dem Sofa. Auf der Suche nach dem deutschen Alltag. Darmstadt, S. 13-35.

Tschofen, Bernhard (2017): Lots Weib in der Welt der Gleichzeitigkeiten. Über Blickrichtungen der populären Geschichtskultur. In: Markus Tauschek (Hg.): Handlungsmacht, Widerständigkeit und kulturelle Ordnungen. Festschrift für Silke Göttisch-Elten. Waxmann, Münster – New York, S. 261-273.

Wolfram, Richard (1969): Vorwort. In: Károly Gaál (Red.): Wolfau. Bericht über die Feldforschung 1965/66. (=Wissenschaftliche Arbeiten aus dem Burgenland 42) Eisenstadt. Burgenländisches Landesmuseum, S. 5-9.

Zupfer, Dieter (1972): Gegen eine scheinbar problemlose Feldforschung. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde, Bd. XXVI/75, Wien, S. 41-49.

ABBILDUNGSNACHWEISE ALLGEMEIN

Seite 5 + 6: Der/die jeweilige Teilnehmer:in (siehe Bildunterschrift) mit Unterstützung von Raphael Volkmer und Sebastian Kraner.

Seite 8 (links oben): Linda Goldnagl mit Unterstützung von Raphael Volkmer und Sebastian Kraner.

Seite 15: Tobler, Barbara (2019): Studiosession mit Dani Schrire.

Seite 16 (oben): Barbara Tobler mit Unterstützung von Raphael Volkmer und Sebastian Kraner.

Seite 23: Siegel, Ariane (2019): Studiosession mit Fraya Frehse.

Seite 24 (oben): Edith Schnöll mit Unterstützung von Raphael Volkmer und Sebastian Kraner.

Seite 31: Fischer-Zistler, Paula (2019): Studiosession mit Silke Göttisch.

Seite 33: Siegel, Ariane (2019): Studiosession mit Fraya Frehse.

Seite 34: Einladungen zu den Studiosessions unter Verwendung eines Fotos von Viktor Brázdil (2013).

Seite 35: Siegel, Ariane (2019): Studiosession mit Fraya Frehse.

Rückseite: Fischer-Zistler, Paula (2019): Studiosession mit Silke Göttisch.

QUELLEN GOLDNAGL: DER SPUR AUF DER SPUR

Geschichte Wien Wiki – Artikel zur Wiener Straßenbahn: <https://www.geschichtewiki.wien.gv.at/Stra%C3%9Fenbahn>

Presse – Artikel über die Einstellung der Verkehrs-App „quando“: <https://www.diepresse.com/5437121/qando-vor-dem-aus-wiener-linien-app-lost-routenplaner-abqu>

straßenbahnjornal.at – Beitrag zu Fahrkarten für Zangenentwertung: <https://www.strassenbahnjournal.at/?sjneu/content.php?section=110&relocate>

Straßenbahnjournal.at – Wiki-Eintrag zur Linie 63: https://www.strassenbahnjournal.at/wiki/index.php/Linie_63

Staßenbahnjournal.at – Wiki-Eintrag zu Teil- und Kurzstrecken: <https://www.strassenbahnjournal.at/wiki/index.php?title=Kurzstrecke/Teilstrecke>

VOR Website – Partnerkontakte: <https://www.vor.at/service/partnerkontakte/>

VOR Website – über uns: <https://www.vor.at/ueber-uns/>

Wien GV – Pressemitteilung zur Wiener Linien Fahrschein-App: <https://www.wien.gv.at/presse/2012/01/27/fahrschein-app-der-wiener-linien-ausgezeichnet>

Wiener Linien Website – Angaben zum „Schwarzfahren“: <https://www.wienerlinien.at/eportal3/ep/contentView.do/pageTypeId/66526/programId/74579/contentTypeId/1001/channelId/-48278/contentId/5000405>

QUELLEN GOLDNAGL: DER SPUR AUF DER SPUR

Abb. 1: Goldnagl, Linda (2019): Verschlossene Schachtel mit Aufschrift "Margit" und Maßband.

Abb. 2: Goldnagl, Linda (2019): Fahrkartensammlung in der Schachtel.

Abb. 3: Goldnagl, Linda (2019): Fahrkarte und Maßband.

Abb. 4: Goldnagl, Linda (2019): Fahrkarte und Maßband.

Abb. 5: Goldnagl, Linda (2019): Verschiedene Inhalte der Schachtel.

Abb. 6: Goldnagl, Linda (2019): Schachtel mit Aufschrift "Margit".

QUELLEN SCHNÖLL: DIMENSIONEN DES ERINNERNS

Interview mit Mia am 14.01.2020.

Allgemeiner Versicherungskalender 1890. Verlag Perles. Wien.

Ein Guter Plan 2020. Ein guter Verlag. 1. Auflage. Berlin 2019.

QUELLEN SCHNÖLL: DIMENSIONEN DES ERINNERNS

Abb. 1: Schnöll, Edith (2020): Cover des Allgemeinen Versicherungskalenders aus dem Jahr 1890.

Abb. 2.: Färber, Alexa (2022): Ein Blick in den Fundort des Kalenders: Sammlungskasten des Instituts für Europäische Ethnologie in Wien

Abb. 3: Färber, Alexa (2022: Allgemeiner Versicherungskalender: Titelblatt

Abb. 4: Färber, Alexa (2022): Allgemeiner Versicherungskalender: Inhaltsverzeichnis

Abb. 5: Färber, Alexa (2022): Allgemeiner Versicherungskalender: Kalendermonat und -woche

Abb. 6: Volkmer, Raphael (2020): Objekte des Erinnerns, damals wie heute: Allgemeiner Versicherungskalender 1890 und Ein guter Plan 2020

Abb. 7: Färber, Alexa (2022): Ein guter Plan: Monatsplanung

Abb. 8: Färber, Alexa (2022): Ein guter Plan: Monatsreflexion

QUELLEN TOBLER: VON DINGEN UND MENSCHEN

Balatoni Múzeum (2018): Gaál Károly. In: Németh István Péter. In: Balatoni Múzeum 120.blog.hu. URL: https://balatonimuzeum120.blog.hu/2018/04/13/gaal_karoly, [Zugriff 04.02.2020].

Chemie (2020): Pelikanol. In: chemie.de. URL: <https://www.chemie.de/lexikon/Pelikanol.html>, [Zugriff 19.02.2020].

Österreichisches Musiklexikon (2020): Gaál, Károly. In: musiklexikon.ac.at. URL: https://www.musiklexikon.ac.at/ml/musik_G/Gaal_Karoly.xml#druck, [Zugriff 04.02.2020].

Printer-care (2020): Matrizendrucker. In: Printer-care.de. URL: <https://www.printer-care.de/de/drucker-ratgeber/matrizendrucker>, [Zugriff 21.02.2020].

Vikingdirekt (2020): Bene Schnellhefter A4 Grün Manilakarton. In: Vikingdirekt.at. URL: https://www.vikingdirekt.at/de/p/81100-GN?cm_sp=mon_gen_-_rr, [Zugriff 19.02.2020].

Wikipedia (2020): Hefter (Schriftgutbehälter). In: wikipedia.org. URL: [https://de.wikipedia.org/wiki/Hefter_\(Schriftgutbehälter\)](https://de.wikipedia.org/wiki/Hefter_(Schriftgutbehälter)), [Zugriff 03.01.2020].

Wikipedia (2020a): Gaál Károly (néprajzkutató). In: hu.wikipedia.org. URL: [https://hu.wikipedia.org/wiki/Gaál_Károly_\(néprajzkutató\)](https://hu.wikipedia.org/wiki/Gaál_Károly_(néprajzkutató)), [Zugriff 04.02.2020].

Wikipedia (2020b): Viski Károly. In: hu.wikipedia.org. URL: https://hu.wikipedia.org/wiki/Viski_Károly [Zugriff 04.02.2020].

Wikipedia (2020d): Josef Kreiner (Japanologe). In: de.wikipedia.org. URL: [https://de.wikipedia.org/wiki/Josef_Kreiner_\(Japanologe\)](https://de.wikipedia.org/wiki/Josef_Kreiner_(Japanologe)) [Zugriff 10.02.2020].

ABBILDUNGSNACHWEISE TOBLER: VON DINGEN UND MENSCHEN

Abb. 1: Färber, Alexa (2022): Handschrift Traude Liesenfeld.

Abb. 2: Färber, Alexa (2022): Umschlagseiten außen.

Abb. 3: Färber, Alexa (2022): Eingeklebter Originalbeleg des Schreibwarengeschäfts Mayr & Fessler in der Wiener Kärntner Straße. Auf der Rechnung: „2 Tuben Pelikanol“.

Abb. 4: Tobler, Barbara (2020): „MAYR & FESSLER“ – unverkennbar.

Abb. 5: Färber, Alexa (2022): Dankschreiben Wolfgang Meyer vom 11.Mai 1976. Auf der Innenseite des Deckels ein Rest des Gummiringes, mit dem der Ordner zusammengehalten worden war.

AUDIONACHWEISE TOBLER: VON DINGEN UND MENSCHEN

Audioaufnahme 1: Pacher, Rauch, Tobler (2019): Schrire_WG. 21.06.19.

Studio An-/Sammlung

„Und was, wenn die Vergangenheit die Gegenwart wäre?“
Ein kollaborativer Bericht über 1 Woche
Samlungsforschung

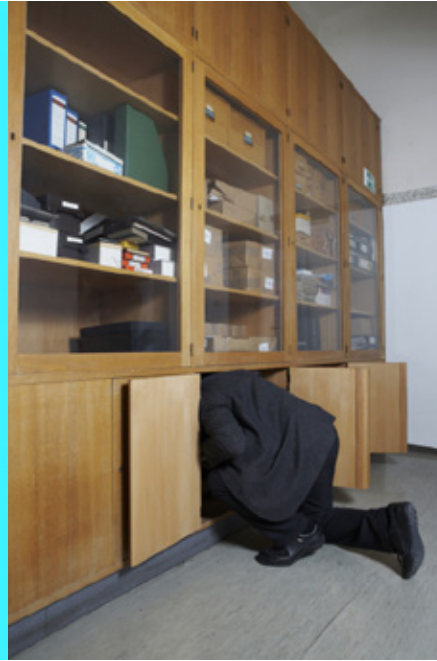
Prof. Dr. Fraya Frehse
(Universidade de São Paulo)
und die Studierenden des Studienprojekts
„Historische Dimensionierung als
kulturelle Praxis I“ sowie des Seminars
„Ethnographie und Archiv“

Freitag, 29. März 2019, 17:00-18:30 Uhr,
2. Stock links

Universität Wien
Institut für Europäische Ethnologie
Manuschgasse 3
1010 Wien

Mit Unterstützung der Alexander von
Humboldt-Stiftung, Bonn

© Viktor Brázdil



Studio An-/Sammlung

„Wieviel Vergangenheit braucht die Gegenwart?“
Ein kollaborativer Bericht über 1 Woche
Samlungsforschung

Prof. em. Dr. Silke Götsch (Kiel)
und die Studierenden des Studienprojekts
„Historische Dimensionierung als
kulturelle Praxis I“ sowie des Seminars
„Ethnographie und Archiv“

Freitag, 24. Mai 2019,
17:00-18:30 Uhr,
2. Stock links

Universität Wien
Institut für Europäische Ethnologie
Manuschgasse 3
1010 Wien

© Viktor Brázdil



Studio An-/Sammlung

„How can the past be re-collected?“
Ein kollaborativer Bericht über 1 Woche
Samlungsforschung

Dr. Dani Schrire (Hebrew University Jerusalem)
und die Studierenden des Studienprojekts
„Historische Dimensionierung als kulturelle
Praxis I“ sowie des Seminars „Ethnographie und
Archiv“

Freitag, 21. Juni 2019
17:00-18:30 Uhr
2. Stock links

Universität Wien
Institut für Europäische Ethnologie
Manuschgasse 3
1010 Wien

© Viktor Brázdil



Impressum

Mitteilungen 31 (2022)

Projektleitung

Alexa Färber

Redaktion

Alexa Färber

Barbara Tobler

Tutorin

Sarah Bergbauer

Kursteilnehmer:innen

Leonie Eichhorn

Paula Fischer-Zistler

Linda Goldnagl

Alexandra Impris

Barbora Orságová

Franz Preier

Trude Riener

Elisabeth Schitzhofer

Edith Schnöll

Maria Seebauer

Bubulinë Sylva

Barbara Tobler

Projektgäste

Prof. Dr. Fraya Frehse

Dr. Dani Schrire

Prof. em. Dr. Silke Göttisch

Konzept und grafische Gestaltung

Raphael Volkmer

www.rafaelvolkmer.com

Schrift

Suisse Works

Suisse Int'l

Suisse Int'l Mono

(von Swiss Typefaces Sàrl)

Druck

Funke Service GmbH





Musikverein - Details

Hettmannsdorf-Würflach

Weihnachtskonzert des Musikvereins
Faschingseinreiten
Johanniswein: Dr. Helm. Fielhauer
Gespräch Lichtmesssingen
Lichtmesssingen

V 485
V 875
D 2
D 2
D 37